

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Für Arbeit und Besinnung. 1947-1952 1949

13/14 (1.7.1949)

BEILAGE ZU

FÜR ARBEIT UND BESINNUNG

Karlsruhe, 1./15. Juli 1949

3. Jahrgang / Nr. 13/14

HANDREICHUNG FÜR DIE CHRISTENLEHRE

Mein Volk und Vaterland

Christenlehr-Entwurf. B / I / Nr. 6

Der Ort meines Schicksals

Peter Schlemihl hat seinen Schatten verkauft. Was liegt schon an einem Schatten! Wenn der schattenlose Fremde so Wert darauf legt! Aber von diesem Tag an beginnt das Unheil Schlemihls. Unheimlich den andern geworden, ausgestoßen und verfehrt, verliert er alle Gemeinschaft mit ihnen. Man kann tatsächlich ohne Schatten nicht leben! — Wir wissen, was sich hinter diesem Märchen verbirgt. Die tragische Geschichte des Emigranten Adalbert von Chamisso, der um des Glaubens willen Frankreich verlassen mußte, in Preußen eine zweite Heimat fand und zumal im Kriegsjahr 1806 die Qual eines Menschen empfand, der, zwischen den Völkern stehend, kein Heimatland mehr hat.

Wie der Schatten zum Menschen, so gehört zu uns unsere Zugehörigkeit zu unserem Volk, unabtrennbar. Wir haben genug Beweise dafür. Die gelbe Binde am linken Arm erinnerte mich, im Herbst 1945 in der Tschechei weiland, unaufhörlich daran, daß ich ein Deutscher bin. Der Schatten ihres Deutschtums fiel auf die Bauern Schlesiens, und um dieses Schattens willen — als Menschen, Siedler und Arbeiter wären sie willkommen gewesen — werden sie von dem durch ein Jahrtausend besessenen Land vertrieben. Was haben die Kindlein verschuldet, auf die in Bombennächten Feuer und Gebälk fiel? Nichts; sie gehörten nur zu ihrem Volk! Unter meinen Schulkameraden war der Hans Schwab einer wie wir alle. Und doch holten sie ihn eines Tages, behandelten ihn wie einen räudigen Hund — und seitdem ist er in einem östlichen KZ verschollen: Jude!

Was ist mit dieser geheimnisvollen Wirklichkeit ‚Volk‘?

Das Volk als gottgegebene Heimat

Gott gab uns das Volk zur Heimat.

Keiner von uns hat die DPs in ihren Camps, diese entwurzelten, aus ihrem Volk gerissenen Polen, Ukrainer usw. trotz UNRRA beneidet.

Aus dem Inhalt: Handr. f. d. Christenlehre: B I 6, 7, 8. / Handr. f. d. Predigt: 5., 6., 7., 8., 9. So. n. Trin. / Berichte: Krankheit und Sünde - Sozialpädagogik - Aus dem Leben der Lutherischen Kirche in Rumänien / Zeitschriftenschau - Buchbesprechungen. —

Wir ahnten und sahen das Unglückliche und Gefährliche an diesem Leben. Ohne Heimat wird der Mensch bindingslos, raubtierähnlich, egoistisch, haltlos. Keiner von uns beneidet staatenlose Globetrotter, die überall, d. h. nirgends zu Hause sind. — Gott schließt um uns die Gemeinschaft unseres Volkes, Menschen gleicher Sprache. (Welch eine Freude, nach längerem Auslandsaufenthalt die Muttersprache bei den Ersten Besten zu vernehmen! Die Sprache ist das große Geschenk des Volkes an uns! Sie verdanken wir nicht der Familie, sondern eindeutig dem Volk.) Menschen des gleichen Raums (der Raum, die Landschaft, die wir gemeinsam lieben und erleben, schließt uns zusammen. — Heimatgefühl; Landsmann), Menschen des gleichen Blutes (oder, wie in den USA, mit der Bereitschaft, ein Blut zu werden), Menschen der gleichen Geschichte (Welch ein reiches Erbe ist die Geschichte! Uns gemeinsam betrifft es, daß Barbarossa nach Italien zog, Luther die Thesen anschlug; Napoleon kam, Goethe und Schiller waren; uns gemeinsam betreffen zwei Weltkriege mit all ihrem Jammer.). Das Volk ist eine Großfamilie, so in Freude wie in Leid.

Brüder sind um uns, mit denen wir im Geben wie im Nehmen verbunden sind. Unser Gott, der ein Gott der Gemeinschaft ist, hat uns hingestellt. Wo wenden wir uns hin, wenn wir Wahrung des Rechts, Fürsorge in der Not, Schule und geistiges Leben wollen? An die Gemeinschaft! Was geben wir ihr? Mitarbeit, Liebe, Steuern, Hilfe. Die Liebe, die Gott uns schenkt, ist zu groß für die Zweisamkeit „Du und ich“; sie bezieht größere Gemeinschaften ein. „Pro meis Germanis natus sum!“ (Luther).

Gott hat den Menschen im Auge, Adam. Aber die Adams-Kinder sondern sich sofort in Völker („Völkertafel“, Gen. 10). Die „Völkerfamilie“ ist ein Zeugnis der Schöpferherrlichkeit und des Schöpferreichtums Gottes. Wie Kinder in einer Familie je besonders sind und in ihrer Mannigfaltigkeit den Reichtum und das Leben der Familie ausmachen, keines besser oder schlechter als das andere, alle gleich geliebt. (Auf einer ökumen. Konferenz sprach ein Finne von den besonderen Gaben, die Gott jedem Volk verliehen, den Deutschen den Tiefsinn, den Amerikanern die ethische Aktivität, den Finnen — die Träne (den Beruf des Leidens)!) Jedes Volk hat die Aufgabe, mit seiner Geschichte, mit dem, was es erreicht und wirkt, und dem, was es erleidet, Gott zu loben. Gott ist über ihnen allen (Act. 17, 26 f.).

Darum dürfen wir unser Volk lieben!

Auch in seinem Unglück und in seiner Schmach! „Die Liebe läßt sich nicht erbittern!“ Das gilt auch hier. Was unserem Volk nottut, sind Menschen, die es jetzt in seiner Not und Entehrung — die oft eine eklige Selbstentehrung ist — tief lieben!

Das Volk als Verführungsmacht

Mit den Völkern aber ist von uran ein dunkles Geheimnis, eine verderbenbringende Gefahr, verbunden, die in Gen. 11 angezeigt ist: Die ihrer Kraft und Zahl bewußten Völker empören sich gegen Gott, nehmen selbstherrlich alles Dasein in ihre Gewalt und verfallen naturnotwendig dadurch einer immerwährenden Feindschaft untereinander (Zerbruch der Sprach-, der Verstehensgemeinschaft). Das seiner selbst

bewußt gewordene Volk macht sich zu gern zum Maß aller Dinge, zum Götzen an des lebendigen Gottes Statt, glorifiziert sich und sanktifiziert sich (vgl. den „Kult“ der Gefallenenehrungen, der „Führer“).

Der Götze: „Gut ist, was dem Volke nützt!“ „Right or wrong, my country.“ „Du bist nichts; dein Volk ist alles.“ Indische Nationalisten bauen Tempel, auf deren Altären nur die marmorne Reliefkarte Indiens als Anbetungsgegenstand steht. Der „Tenno“ muß von den Schülern in der Schule göttlich verehrt werden (Christenverfolgungen in Korea umfangreich). Vom „Sternenbanner“ auf amerikanischen Altären bis zum „Danebrog“ dort in der Grundvigtskirche zu Kopenhagen. „Ewiges Deutschland“, „La grande nation!“, „Mütterchen Rußland!“ — darin schwingt religiöse Verehrung. Das ist der „Mythos des XX. Jahrhunderts“.

Der Moloch (dazu wird der Götze): Nun kann man imperialistisch gegen die anderen vorgehen. Herrenrasse gegen Sklavenrasse. Polen und Tschechen erniedrigten wir dazu; die Juden löschten wir aus. Wenn der Götze zu rasen beginnt, macht er auch vor den Eigenen nicht halt: Die Alten, die Blöden, die unheilbar Kranken sind nur Ballast; — hinweg mit ihnen! (So erscheint die Mordkommission der Aerzte des „Reichsgesundheitsführers“ in Bethel, die Bodelschwing anschrie, daß man es auf der Straße hörte.) Symbol des Rasens ist in seinem blutroten Talar der Roland Freisler, der Vorsitzende des Volksgerichtshofes, der zum Tode verurteilte, wenn einer nur in Gedanken am Volk seinem Recht und seinem Sieg gezweifelt hatte (z. B. den Grafen Moltke; vgl. auch Liljes Erlebnisse)! Das Ende vom Lied ist das zerstörte Deutschland.

Der Dienst des Christen

Er wird in einer doppelten Front stehen:

Gegen die Leugnung der völkisch-brüderlichen Verpflichtung — bei sich und bei den anderen! „Ubi bene, ibi patria!“ „Wenn es mir nur gut geht!“ Die törichte Haltung des Mannes, der sich zur Bekämpfung des Brandes im Dachstuhl nicht verpflichtet sieht, weil er ja im Erdgeschoß wohnt! Der Spießer und Egoist, der vorübergeht an der Wohnungsnot, am Flüchtlingselend, am Mangel der Kleinrentner, an der Heimatlosigkeit so vieler Jugendlicher, am Ansteigen der Süchte, der Volks- und der Geschlechtskrankheiten, wird sich und seinen Kindern ein furchtbares Gericht auf den Hals laden! Wieviel Lähmung und Drückebergerei gerade auch unter den „Frommen“! Wenn schon der § 330 c des Deutschen Strafgesetzbuches bestimmt: „Wer bei Unglücksfällen oder gemeiner Gefahr und Not nicht Hilfe leistet ... wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft“, wieviel mehr wird Christus danach fragen! Beim Deichbruch muß alles helfen. Die Dämme sind gebrochen! Christen an die Front (der Hilfe, des Opfers, des Kampfes für Gerechtigkeit)!

Gegen den nationalen Hochmut! Wie das Erste, so können wir auch dies Zweite gerade bei den großen Vorbildern des völkischen Dienstes lernen, bei den Propheten. Ja, im Grunde führt ja alles auf den Herrn Christus selbst zurück. Amos stimmt das Leichenlied an, als Israel im Taumel der Sicherheit ist. Jeremia redet gegen den Tempel, in dem man die Garantie der Unverletzlichkeit sah — ein Sakrileg (c 7 u. 26)!

Jesu Wehe über Jerusalem! Die Urchristen weigern dem Kaiser das Weihrauchkörnlein. Luthers ahnungsschwere Warnungen vor der deutschen Katastrophe. Das Stuttgarter Schuldbekennnis der EKD: „Wir klagen uns an, daß wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.“ Irren wir uns nicht, nur die Erkenntnis unserer Schuld legt den Weg frei in eine bessere deutsche Zukunft!

Der Christ wird über ein doppeltes Mittel verfügen:

Das Gebet: Abraham betet für Sodom sogar. Zehn Gerechte hätten die Katastrophe abgewendet. Gott schaut in jedem Volk, ob er da Kinder hat. Und es sind eigentlich seine Kinder, die ganz im Verborgenen die Entscheidung über ihres Volkes Leben in den Händen tragen. Gebet, nicht Fatalismus („Hat ja alles keinen Zweck. Es kommt ja doch, wie es kommen muß!“). Das Gebet ist stärker als die Atombombe und die Geistermacht, die hinter ihr steht. Wie betet Paulus für seine „Gefreundeten nach dem Fleisch“ (Röm. 8, 3), ein wahrer Patriot.

Die Politik: Das ist die Betätigung der Verantwortung, nur für das Volk und als solche des Christen einfache Pflicht. Was können wir Junge von 15—17 Jahren politisch tun?! Sehr viel, Entscheidendes:

1. Uns um ein klares Urteil mühen! — Die schlechte Politik wird damit gemacht, daß man Parolen propagandistisch einhämmert. Zeitung, Rundfunk, Film, Flüsterpropaganda müssen dazu herhalten. Es ist ganz wichtig, daß wir uns von vornherein schutzimpfen lassen gegen diese Mittel der Massenabrichtung. Wir lehren euch ein heilsames Mißtrauen. „Alle Menschen sind Lügner!“ (Röm. 3, 4). Denkt selbst! Macht euch von Einflüssen frei! Lernt Geschichte und nochmals Geschichte!

2. Schautet alles von den Heiligen Zehn Geboten, her. Sie gelten für jedes Gebiet, auch für die Parteien, die Wirtschaft, die Kunst. Prüft und meßt an diesem Maßstab. An den Zehn Geboten zerbricht das Volk oder es richtet sich daran auf. (Von ihnen her war Bodelschwingh imstande, mit der Reichsmordkommission im ärztlichen Gewande abzurechnen!)

3. Uebet euch jetzt schon in eurem Bereich, euch mit Wort und Einsatz zur Wahrheit zu stellen. Politisch handeln fordert Mut und schafft Feinde. Wer soll das nachher im Großen, im Öffentlichen tun, der es im Kameradenkreis, in der Werkstatt nicht fertig brachte?! Das Volk ist gerufen, Gott aktiv Gehorsam zu leisten; das wird mit dir, dem Einzelnen, anfangen.

Ausblick

Der Seher Johannes sieht die „Schar, die niemand zählen konnte“, „aus allen Völkern und Zungen“ vor Gottes Thron stehen und Gott loben. Ihr vielstimmiger Satz preist den Herrn, der alle Weltgeschichte zum herrlichen Ende führte. Zu diesem vielstimmigen Satz waren die Völker von je berufen gewesen. Er war zur Dissonanz geworden, weil jeder seine Stimme zum Kommandoton machte und allein gelten lassen wollte. Gott hat nun doch gnädig alles vollendet und zur Einheit werden lassen. Freilich, die Völker in ihrer Ganzheit sind nicht dabei; nur „aus allen Völkern“ gilt. Ein ewiges Deutschland gibt es nicht. Wohl aber Deutsche, die zur Ewigkeit berufen sind. Tun wir das Unsere, daß es viele seien und wir dabei!

Rudolf Bösingher.

Welt ohne Krieg

Christenlehr-Entwurf. B / I / Nr 7

Das Ende des Krieges.

Seit Jesus Christus gibt es keine Feindschaft mehr.

Vorher ja. Fast ist man versucht zu sagen: notwendigerweise. Und dies Wort zu schreiben über alles, was da war: die Kriege der Assyrer mit dem grausamen neuerdings wieder fleißig verwendeten Mittel der Deportationen; Sklaventum und Frondienst Hunderttausender, mit denen die Aegypter ihre Pyramiden und Kanäle bauten; die Fehden, in denen germanische Stämme sich aufrieben; die Blutrachepflicht, um deretwillen Gudrun ihre beiden Kinder selbst tötet, nachdem ihr Mann als Mörder ihrer Brüder erkannt wird (Atli-Lied); den Mordstahl, mit dem Marbod Hermann, Brutus Caesar traf, den Giftbecher, den die Hellenen ihrem Erzieher Sokrates kredenzt. Denn der Mensch ist im Streit mit Gott, seinem Schöpfer und Vater; wie soll er da unter sich Frieden haben?! Als er den Frieden mit Gott brach, verjagte er den Frieden aus der Welt. Nun ist „Wolfszeit“ (Edda). Hungrige Wölfe werden sich selbst gefährlich. „Ich bin ich. Du störst mich. Hinweg mit dir oder hinunter mit dir zu meinen Füßen!“ Das erste Menschenpaar empörte sich gegen Gott den Herrn; und das erste Kind, das sie bekamen, war schon — ein Mörder! So kann Spengler den Menschen das höchstentwickelte „Raubtier“ nennen.

Aber seit Jesus Christus ist das alles anders. Jauchzend verkündet die Bibel: „ER hat die Feindschaft getötet durch sich selbst!“ (Ephes. 2, 16). ER hat den Frieden wieder eingestiftet in die Welt. Schon damit, daß er ganz im Frieden lebte. Er hatte keine Feinde! Vgl. nur etwa seine Reaktion bei der verweigerten Herberge Luk. 9, 51—56. Oder das Gebet für die Mörder und Peiniger, in dem eine unermeßliche Friedensgewalt steckt Luk. 23, 34: „Vater vergib ihnen . . .!“ Aber überdies: Er hat dem Frieden mit Gott wieder Bahn gebrochen. Das Altarbild der Kirche zu Heilsbrunn zeigt den Sohn, wie er mit bloßen, blutenden Händen das Richterschwert auffängt, mit dem Gott diese Welt strafen will. Mit seinem heiligen, unschuldigen Sterben hat er das Loch verstopft, aus dem unaufhörlich der Zorn Gottes in die Welt einsickerte und hier Streit und Zorn, Gewalt und Blutvergießen erregte. Er brachte wieder die Kraft des Friedens. Für außen und innen, für Gewissen und Welt. Diesen Frieden können wir nicht genug als groß, mächtig, wirklich schöpferisch, überwindend, praktisch, alltäglich erkennen!

„Liebet eure Feinde!“ (Mt. 5, 44). Das gilt nun den Kindern Gottes. Besser: Das trägt sie! Im Sterben des ersten Märtyrers leuchtet die neue Friedenskraft, die neue Lebenswirklichkeit hell auf (Act. 8, 59). Stephanus soll nicht als ein Ausbund von asketischem Heiligensinn gezeigt werden. Sondern: So sterben Christen, so gehen Christen mit ihren Feinden um, Christen haben gar keine Feinde mehr. Das ist alles überholt. Feindschaft ist ein Anachronismus. Wer noch Feinde hat, hat die Uhr noch nicht schlagen gehört! Streit und Krieg, das sind grausige Mißverständnisse jetzt der neuen Lage, die in Christus eröffnet ist. („Die dumme Welt, sie ist versöhnt und weiß es nicht!“ Joh. Seitz.) Tritt kräftig an in allem auf den Boden des Friedens!

Folgerungen.

Die Sache mit der „Backe“ in der Bergpredigt.

Sie kommt jeden Tag vor. In tausend Abwandlungen. Denn der Kainsohn ist erfindungsreich an Schikanen und an Ungerechtigkeiten. Bald ist es nur ein abtuendes Wort, bald bringt mich einer um meine Ehre, meine Stelle, meinen Freund, meine Braut, mein Erbe. Sie kommt auch buchstäblich vor (vgl. Baun-Haug 644; der Lehrer schlägt den Hausvater der Hardtstiftung Fried. Mayer; die ruhig hingehaltene Backe beendet die unwürdige Szene und legt die Bahn frei für die Entschuldigung des cholerischen Angreifers). — Was tun? Eben was Jesus will! Mit dem Wort vom ruhig hingenommenen Schlag (der uns ja fast mechanisch-motorisch zum Gegenschlag bringen will) sprengt Jesus das Vergeltungsgesetz und den Vergeltungsinstinkt. Das „Wie du mir, so ich dir!“ ist abgetan. Gottlob, daß wir davon manch packendes Beispiel erzählen können: die Lebensgeschichte derer von Francois, die K. F. Meyer zu seiner Ballade „Die Füße im Feuer“ verwehdet hat; Roald Amundsen fliegt für seinen Schmäher General Nobile in den Tod, als die „Italia“ in der Arktis verscholl; zwangseinquartiertes Mädchen soll durch eine Politik der Nadelstiche wieder „herausgeekelt“ werden; als die Quäler in Not geraten, hilft sie mit Geld aus. Wieviel mal vergeben? 70 mal 7 mal! Matth. 18, 21 ff. (Dazu: A. Schieber, Das Unzerbrechliche).

Ist das Schwäche? — Nein, Stärke! Das kann Hand in Hand gehen mit dem, daß man nicht nur den Schlag hinnimmt, sondern auch einmal einen in aller Liebe ordentlich durchwalkt. Wie Jürnjakob Sweñn mit dem versoffenen Nachbarn tat, als er abends ihn durch den Busch fuhr, und das noch eine „christliche Konfirmation“ nannte (S. 88 ff. Dom-Verlag).

Uns tut not, radikal ernst zu machen mit dem Willen Christi! In täglicher Uebung. Große Gaben werden dadurch geschenkt: Sobald wir das Persönlich-Empfindsame abstreifen, wird uns eine wundervolle Sachlichkeit geschenkt, in der wir uns nun um die Lösung des wahren Konfliktes mühen können. Und wir werden vor viel Herzeleid bewahrt. Das Vergeltungsprinzip ist ja eine Schraube ohne Ende mit stets größer werdender Zerstörung innerer und äußerer Art. (Nibelungensage: Kränkung — Totschlag — Untergang aller):

Und der Krieg der Völker?

Wir müssen diesen Wahnsinn zunächst einmal klar vor Augen kriegen: Der letzte Krieg kostete nach der Bank für intern. Zahlungsausgleich Basel 338 Milliarden Pund Sterling (in Goldmark gaben aus Deutschland 500, USA 1400, Rußland 600, Großbritannien 400, Japan 280, Italien 100 Milliarden; auf den Kopf in Deutschland 7150 Goldmark. Was gäbe das Wohnungen etc.!). UP gibt die Totenzahl mit 22, die der Verwundeten mit 34 Millionen an (deutsche Tote 5, russische 7, japanische 3, polnische 4, jugoslawische 2); eine Viererkolonne des Todes vom Atlantischen zum Indischen Ozean! Dabei sind nicht mitgezählt die Opfer des Hungers, der KZ usw. Weltverlust 100 Millionen Tote! Vertrieben wurden 4 Millionen Polen aus den Ostgebieten Polens, 700 000 Ungarn aus der CSR, 14 Millionen Deutsche u. a. Die edelsten

Städte Deutschlands sind Trümmerhaufen geworden. Wer kann die seelischen Verluste auch nur ahnen an Kraft, Glaube, Liebe, Ehrlichkeit, Anständigkeit, Reinheit! Welche Tragödie jede einzelne Zahl! — Inzwischen entwickeln wir die Waffen für den dritten Weltkrieg. Die Atombombe von Hiroshima forderte nur 20 000 Tote je Quadratmeile. Die neuen haben 100fache Sprengkraft; eine ist für 4 Millionen „ausreichend“. Mit der „biologischen Waffe“, in Kalifornien ausgebildet, meint man ein Land von der Größe Italiens in einem Luftangriff vernichten zu können. Ein tausendstel Liter des Psittacosis-Virus, des Erregers der Papageienkrankheit, kann 20 Millionen Menschen töten. Die Russen wollen durch gebündelte infrarote Strahlen auf einer Entfernung von 10 km Temperaturen von 1000 Grad erzeugen. Usw.

So verstehen wir die Brüder, die entschlossen sind, jeden Kriegsdienst zu verweigern. „Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein!“, hat Amsterdam feierlich verkündigt. Viele in der Alten Kirche (Justin, Tatian, Origenes) haben dem Christen den Dienst mit der Waffe als Sünde verboten; und nicht nur die Zeugen Jehovas, auch mancher Christ evang. Bekenntnisses hat dem „Führer“ hierin den Gehorsam verweigert. Es ist jedenfalls eine Haltung, die noch ganz anders erwogen und bejaht werden muß. Was wäre verhütet worden, wenn es 1939 eine große Bewegung der Kriegsdienstverweigerung gegeben hätte! Aber diese Bewegung war geistig ganz unvorbereitet. — Und die größere Tapferkeit ist ja wohl bei diesen Renitenten, die, anders als der Soldat, keine Chance des Entrinnens haben! Auf eine weite Strecke hin ist da dies ernst genommen: „Du sollst nicht töten!“

Ob es gar keinen Grund gibt, zur Waffe zu greifen? Man sieht fast keinen! Jedenfalls ist das Gebot des Staates nicht einfach Grund und Rechtfertigung in einem. Der Staat kann nicht einfach mein Gewissen ausschalten (Gegen Staatsvergottung und Kadavergehorsam!). Kann im Namen eines geschichtlichen Auftrags dazu gerufen werden? „Einheit Deutschlands (1870), „Freiheit von Versailles“ (seit 1933). So etwa jetzt gegen „Oder-Neiße-Grenze“? Die Zeiten sind vorbei (mit ihrer Problematik); wer hat jetzt noch das Recht, den Weltbrand anzufachen?! Gibt es „Heilige Kriege“? Der wurde schon Petrus verboten (Mt. 26, 52)! — Luther meint aber im Gr. Katechismus beim fünften Gebot: „Darum heißt auch Gott billich die alle Mörder, so in Nöten und Fahr Leibs und Lebens nicht raten und helfen...!“ Könnte es also nicht Situationen geben — und die Moderne läßt sie nicht so unwahrscheinlich erscheinen —, daß eine solche Entwürdigung des Menschen machtmäßig über ihn kommt, eine solche Zerstampfung der Person und Entmenschlichung des Lebens eintritt, daß man sich um seiner Kinder, seiner Brüder willen dagegen auch mit Machtmitteln zur Wehr setzen darf? Daß eine solche Verkehrung der Situation eintritt, daß alle Lässigen Mörder und alle verantwortlich Kämpfenden Helfer und Samariter werden? Daß also die Liebe selbst das Schwert führt? Daß also — da die Liebe der Sinn des fünften Gebotes ist — eben dies Gebot erfüllt wird mitten im Krieg? — Das sind schwere Entscheidungen. Wir Evangelische können die Gewissen nicht zwingen. Wir wollen Gott um Erleuchtung, Führung und Bewahrung bitten! Luther wird wohl recht haben.

Mitten im Kriegshandwerk begriffen, wird der Christ trotzdem keine Feinde haben. Er kann nicht hassen. Er verabscheut eine Propaganda, die Haß sät. Und wenn er das Gewehr anlegt, wird er wissen, daß das Ziel — sein Bruder ist! Die ganze Not der gefallenen Welt wird in ihm aufstehen, und inbrünstig wird er beten: „Dein Reich komme!“

Alles, was in seiner Macht steht, wird er tun, einen Krieg zu verhüten. Er wird den „Ursachen des Krieges zu Leibe gehen“ (Amsterdam). Also dem Unrecht und der Propaganda, dem Mißtrauen und der Habgier und dem Ehrgeiz im eigenen Volk. Das eigene Volk zur Buße zu rufen und bei sich selbst anzufangen, ist der wichtigste Beitrag zum Frieden. Vom Reiché des Friedens her, das kommt und das mit seinen Strahlen schon die blutige Wahlstatt der Geschichte überglänzt, wird er seine Kraft nehmen (Jes. 11, 1—9).

P. S. Bei einer gesonderten Besprechung des Kriegsproblems sind „Der Mann im Havelock“ (Sonntagsblatt vom 20. 6. 48) oder „Nocturno“ (ebd. 23. 1. 49) sehr gut als fesselnde Hinführungen zu verwenden.

Rudolf Bössinger

Mein und Dein

Christenlehr-Entwurf. Jahrgang B / I / Nr. 8

Mein und Dein — eine frag-würdige Sache.

Ein Flüchtling wird vom Wohnungsamt in eine Wohnung eingewiesen. Der Hausbesitzer weigert sich, ihn aufzunehmen. Die Polizei muß bemüht werden. Unter ihrem Schutz werden die Räume geöffnet. Als sie abgezogen ist und der Flüchtling gerade sein wertvollstes Hab und Gut, einen mit Müh und Not geretteten Radioapparat, hineintragen will, stellt sich ihm der rabiate Besitzer mit der Axt entgegen, verletzt schließlich den Flüchtling und beschädigt den Apparat mit seinem wilden Umsichschlagen. Die Klage des Betroffenen wurde vom Gericht abgewiesen, weil „dafür kein öffentliches Interesse vorliege“! Vgl. CuW 10. 3. 49.

Vielleicht hat auch der Hausbesitzer ganz recht! Es ist ja sein (!) Haus, ehrlich erworben oder mühsam selber gebaut. Vielleicht ist er gar nicht der wilde Mann, sondern nur ein Verteidiger des Rechtes?! Vielleicht war der Flüchtling der Uebeltäter, der Hausfriedensbrecher?!

Und recht hatte auch jener Chirurg, der in den Notjahren um 1930 die Leute auf dem Operationsstuhl bei Blinddarmentzündungen usw. erst Schuldscheine unterschreiben ließ. Es war ja seine (!) Kunst! Und recht hatten die Schuhfabriken, die im Winter 47/48 Kinder und Berufstätige ohne rechtes Schuhwerk herumlaufen ließen, weil sie auf die Währungsreform zu horten hatten! Ihr Eigentum doch, ihr ureigenstes Eigentum. Und recht hatten vollauf die Bauern, die im Sommer 47 für einen Rucksack Kartoffeln Bettbezüge verlangten oder sich Pretiosen geben ließen. Warum schauen denn die Heimkehrer und Rentner die so vorwurfsvoll an, die sich zur Fastnacht in die Lokale begeben und dort Hunderte von DM verschwenden. Es ist doch deren Geld! Warum die Augen voller Vorwurf und Zorn und Schmerz?

Vielleicht daß die Augen ihr Geheimnis haben! Vielleicht daß noch andere Augen auf das sogenannte „Eigentum“ sehen!

Darf ich denn kein Eigentum haben?

Soll es darauf hinauslaufen: „Eigentum ist Diebstahl!“?

Wir müssen unbedingt das berechnete Anliegen derer sehen, die angesichts solcher schreiender Ungerechtigkeiten die Aufhebung des Eigentums fordern (Kommunismus). Stehen wir hungrig vor einem Luxusrestaurant, wird uns das elementar packen! Darum findet etwa der Kommunismus dort reißend Eingang, wo man bisher Kolonialherren und Kulis kannte!

Dennoch lehrt uns die Bibel das Recht auf Eigentum! Das hängt damit zusammen, daß Gott uns als Freie will. (Gott will so sehr, daß wir ihm als Freie dienen, daß er sogar der Sünde und dem Teufel Eingang in seine Schöpfung gestattet hat!) Nur als Freie sind wir Person, Mensch! Frei bin ich aber nur, wenn ich Verfügungsrecht, wenn ich Eigentum habe. Um meinen Personkern herum muß eine Sphäre meiner persönlichen Lebensgestaltung liegen: mein Besitz. Ich muß irgendwo schalten und walten können in eigener Verantwortlichkeit; das ist aber in eigener Verfügungsgewalt. Sonst wird die Welt zu einer riesigen Kaserne! (Die Kaserne ist in der kapitalistischen Welt schon ein Stück Kommunismus: Jeder erhält das Gleiche und eines jeden Dienst ist bis in die Einzelheiten und den Tag total ausfüllend geregelt.) — Gott als der große Eigentümer von Himmel und Erde macht uns in der Entprechung zu ihm zu kleinen Eigentümern: Eigentümern in Begrenzung! Darum eben: „Du sollst nicht stehlen!“ Dies Gebot hat diesen Hintergrund!

Man kann auch praktisch (in zweiter Linie) das Eigentum begründen: Es schafft Arbeitsfreude, erhöht die Verantwortung in der Arbeit, ermöglicht erst Hilfeleistung dem andern gegenüber, bindet den Einzelnen ganz anders an sein Werk. Abschaffung des Eigentums macht zudem die Welt zu einem einzigen riesigen Armenhaus. (Darum auch Konzessionen der kommunistischen Theorie an die Praxis).

Eigentum nicht „für mich — gegen dich!“

Gott beschlagnahmt den Einzelnen für sich! „Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen...“ Das wird praktisch in dem „und deinen Nächsten wie dich selbst!“ (Mt. 22, 37 ff.). Ist der Einzelne so beschlagnahmt, so ist damit auch die Sphäre seiner persönlichen Freiheit, also sein Besitz, mitbeschlagnahmt. Anders kann die Bibel „Eigentum“ gar nicht sehen! — Also nie in dem Sinne, wie das römische Recht dem Eigentümer schrankenlose Freiheit zubilligt, daß der u. U. sein Haus anzünden kann. (Die Beispiele oben atmen „römischen“ Geist!) Sondern: Wie die Erde sich um die Sonne dreht und damit der Mond, der sich um die Erde dreht, mit um die Sonne gerissen wird, so hat mein Herz Gott (das ist immer der Nächste!) als Bewegungsmittelpunkt und damit auch meinen Besitz; das Herz hat den Besitz „mit um Gott zu reißen“.

Hervorragend die soziale Gesetzgebung des Alten Testaments! Etwa in bezug auf das wichtigste Eigentum, den Boden. „Mein ist das Land, spricht der Herr.“ Der Zehnte ist die ständige Erinnerung daran. Als Lehen erhalten es die Stämme, die Geschlechter, der Einzelne. Wer

in der Not Land verkaufen muß, hat jederzeit das Recht des Rückkaufs (und zwar zum selben Preis! Kein Bodenwucher möglich!). Oder: Der Schuldklave wird automatisch nach 6 Dienstjahren frei! Vgl. das „Bundesbuch“ 2. M. 20—22. Wie anders die damalige Umwelt oder die Gegenwart! — Wie kämpfen die Propheten gegen den Eigentumsmißbrauch. Jesaja gegen die „Bauernleger“ (5, 8 f.). Amos gegen die Kapitalisten (2, 6). An zwei Sünden wird Israel untergehen: an der religiösen, dem Abfall vom lebendigen Gott zu den Götzen, und an der (daraus folgenden) sozialen. (Wider die Herrschaft des K a p i t a l s.)

Zwei „Höllenfahrten“ kennt das NT, die des Kornbauern (Lk. 12, 16 ff.) und des Reichen Mannes, vor dessen Tür Lazarus lag (16, 19 ff.). Wenn auch der Skopus der Berichte woanders liegt, so enthält doch das Kolorit der Gleichnisse eine scharfe Verurteilung des Besitzens „rein für sich“. Beiden Männern wird bescheinigt, daß sie den Sinn ihres Lebens verfehlt haben: „Er lag und besaß!“ (Fafnir). Geld und Besitz werden „Mammon“ (Mt. 6, 24), wachsen aus zu einer personalen, dämonischen Größe. „Was nicht im Dienst steht, steht im Raub“ (Luther). „Wer viel besitzt, ist viel besessen“ (Nietzsche). — Möchten wir das als persönliche Gewissensfrage hören!

Im Zeichen des Gekreuzigten.

Für uns Christen ist die Frage des Besitzens damit entschieden, daß Jesus ans Kreuz ging. Das ist die Revolution für die Frage: „Mein und Dein!“ Hielt er seinen Besitz fest, sein unsagbares, unausdenkbares „Mein“ (Phil. 2, 5 ff.)? Hier werden die Mauern des „Mein“ niedergeworfen. Es wird als Opfer dargebracht.

Dieser Gekreuzigte will in uns herrschen. Er lehrt uns, das „Mein“ ebenfalls zu opfern. Zwei wichtige Stellen: 1. Joh. 3, 16 und Phil. 4, 13. — So brachte es die Urgemeinde fertig, Act. 2, 44. Mit dieser Realität kann Paulus mahnen 2. Kor. 8, 9. Nun sind wir unserem Besitz gekreuzigt und er uns, Gal. 6, 14. Auf allem, was wir haben, liegt der Schatten des Kreuzes Jesu. So verstand der barmherzige Samariter „Mein“ und „Dein“, Luk. 10, 30 ff.

Jetzt erkennen wir erst das Geheimnis der Augen der Hungernden, wenn sie vorwurfsvoll auf die behäbigen Bürger oder gar die Prassenden des Karnevals schauen. Christi Augen sehen aus ihnen heraus. Aus allen, die Not leiden! Christus ist das Geheimnis ihrer stummen Wünsche oder ihrer anklagenden Schreie. Die Empörung über den Hausbesitzer (s. o.) weist hin auf die Empörung Christi. Mt. 25, 31 ff.! „Ich — mein Besitz — Du“, auf diese drei Größen hat sich eine Hand gelegt, und keiner bricht die Finger Christi auseinander: Er stellt die Größen in eine unaufhebbare Verantwortung. Gott zieht einen Bogen von mir zu dir, von Mein zu Dein. Ich kann und darf bei meiner Seelen Seligkeit nicht mehr sagen: „Was geht das uns an. Da siehe du zu!“

So errichtet Christus wieder die abgeschüttelte Königsherrschaft Gottes, des alleinigen Eigentümers. — Die verwickelten Probleme von „Mein und Dein“ (man nennt sie auch die „sozialen Probleme“), die zu den mächtigsten bewegenden Faktoren der Gegenwart gehören; die in allen Ländern rumoren; an deren Ungelöstheit die Welt totkrank ist,

werden nur fruchtbar angepackt werden können von der Anerkennung der Königsherrschaft Gottes über die Erde aus.

Wenn wir das beim Großen nicht begreifen, dann vielleicht beim Kleinen.

„Damit ich's brauch zum Lobe Dein,
zu Nutz und Dienst des Nächsten mein“,

meint Martin Schalling, haben wir unser Eigentum. Was heißt das praktisch? Wieviel soll ich abgeben? Was darf ich mit gutem Gewissen über das Existenzminimum „für mich“ behalten? Darf ich eine Altersfürsorge treffen und sparen, während die kinderreiche Familie nebenan ihre Fettmarken verkaufen muß? Darf ich? — Lehrer der katholischen Kirche von großem Ansehen sprachen davon, daß ich 2 Prozent vom „superfluum“, vom Ueberschüssigen und Ueberflüssigen abgeben muß. Im Königreich des Gekreuzigten weiß man nichts von solcher Prozentrechnung. Die Lösung im Einzelnen können wir nicht geben — eben um der von Gott so hoch geachteten Freiheit des Menschen willen! Aber sein ganzes Hab und Gut, sein Gewissen vollständig ist dem Ruf Gottes ausgeliefert. Gewiß ist, daß wir nie „zuviel“ tun können. Gewiß ist, daß wir stets „zu wenig“ tun. Wir reden auch darüber, um freier zu werden für Gottes Willen. Und verstehen von hier aus besser die dritte Vaterunserbitte.

Sollen wir an sozialen Programmen mitarbeiten?

Es ist die Erkenntnis gerade großer Helfer, Bodelschwingh d. Ä. und Kagawas, gewesen, daß sich unbedingt mit der einzelnen helfenden Tat öffentliche, gesetzgeberische, aufß Große gerichtete Bemühungen paaren müssen. „Unser Gehorsam verlangt, daß wir jederzeit versuchen, die besonderen Formen der Unordnung zu überwinden, durch welche das bleibende Böse in den menschlichen Gemeinschaften noch verschlimmert wird, und Mittel und Wege zu suchen, wie sie behoben oder eingeschränkt werden können“ (Amsterdam 1948).

Wie ist der rechte Weg zwischen Kapitalismus und Kommunismus? Den zu finden, ist eine Lebensaufgabe unserer Zeit.

An sozialen Programmen werden wir freudig mitarbeiten: wider arbeitsloses Einkommen, wider Spekulationen mit Mensch, Geld, Ware, Boden, wider Riesenvermögen, wider anonyme Kapitalsherrschaft, wider ungerechte Lohnverhältnisse, wider Ausbeutung des Menschen, wider Zwangssysteme kämpfen! Nennt man das Sozialismus, werden wir uns den Namen gefallen lassen? (Versteht man darunter, wie oft, den Ersatz des Gottesglaubens durch die Idee der Selbstbefreiung der Menschheit zu ihrem wirtschaftlichen und kulturellen Glück —vgl. Engels: „Gott ist der Mensch! Die Rettung kommt nur durch eine entschiedene, aufrechte Rückkehr des Menschen nicht zu Gott, sondern zu sich selbst.“ — Dann werden wir um der Klarheit willen den Namen ablehnen, auf jeden Namen verzichten und einfach sagen: Gott hat uns geheißt, im Großen und im Kleinen für den Bruder einzustehen!

Es ist eine große Sache für einen jungen Menschen, damit ernst zu machen. Es wird in den nächsten 24 Stunden schon Gelegenheit sein, für dich und mich.

Rudolf Bösingher.

HANDREICHUNG FÜR DIE PREDIGT

5. Sonntag nach Trinitatis: 1. Joh. 2, 15—17

Unser Text wirft unter dem Eindruck seiner radikalen Einseitigkeit eine Reihe von Fragen auf: Ist er nicht ein Thronzeuge in den Augen aller Nichtchristen und Kirchengegner für die reine Jenseits-einstellung, Weltverneinung des Christentums, und damit für dessen Verzicht auf Weltgestaltung? Fällt er nicht all jenen eifrigen Bemühungen in den Arm, die sich theoretisch und praktisch um die Lösung der Frage „Christ und Welt“ drehen? Treibt schließlich unsere Epistel nicht gerade den innerlich ehrlichen Christenmenschen in eine ausweglose Sackgasse: Einerseits die Unmöglichkeit, dieser Welt sich ganz zu entziehen, weil man in ihr und von ihr lebt, von ihrer Gesellschaft, ihrer Wirtschaft, ihrer Politik etc. und dies als Mensch von Fleisch und Blut und fünf Sinnen (Vers 16) — andererseits das Gebrauchen dieser Welt nur mit dauernd schlechtem Gewissen unter der Mahnung und der Alternative von Vers 15?

Und die Antwort? Keine einseitige, sondern Doppelsatz unter Sicht unseres Textes im Zusammenhang der ganzen biblischen Aussage über die Welt. Also ein „Nein“ und daraus ein „Ja“.

I.

„Habt nicht lieb die Welt“. Was ist die „Welt“ hier? Allumfassende Größe! Natur und Kultur, all ihre Kräfte, Gaben und Güter, alle Verhältnisse und Menschenwerke. (15 a und 16 a). Dies alles ist die böse Welt. Sie ist vom Satan beherrscht (4, 4; Joh. 16, 11). Ihre Weisheit ist Torheit bei Gott (1. Kor. 3, 19), sie liegt im Argen (5, 9). Diese Welt in ihrer Totalität ist nicht von Gott (Vers 16). Sie kann sich nicht auf Gott berufen, er übernimmt nicht die Verantwortung für sie, er verleiht ihr nicht sein Placet; denn sie ist die gefallene Welt, die sich von Gott ihrem Schöpfer und Herrn losgelöst, sich verselbständigt hat und nun dem Menschen mit absolutem Herrschaftsanspruch begegnet, seine „Liebe“ haben will (mehr als Gebrauch der Welt), also seine volle Hingabe an sie, seine ausschließliche Beglückung durch sie, seine letzte Zielsetzung in ihr (absolute Weltlichkeit).

Warum ist diese dämonisierte Welt in ihrer Liebesforderung so bedrohlich für den Menschen? Weil der Mensch selber Welt ist, „von der Welt“ (4, 5), von ihrer Art, von ihrer Tendenz beherrscht, frei zu sein von Gott, sein eigener Herr. Der Mensch liebt sich selbst, sich selber ganz allein, darum will er sich selber leben, die Welt um ihn lieben, sich ihr so hingeben, daß er sie nach eigenem Gutdünken, in Hemmungslosigkeit gebrauchen kann zur fortlaufenden Steigerung seines „Ich“, seiner Lebensbefriedigung, seines Selbstbewußtseins (vielleicht unter dem Schein irgend einer formalen Rechtlichkeit, Christlichkeit, Kirchlichkeit oder sonstigen Religiosität). Diese Welt im Menschen, die der Welt außer ihm so wesensgleich ist, wird mit dem Ausdruck *επιθυμία* bezeichnet (Vers 16). Nicht das „Fleisch“, nicht die „Augen“ „an sich“ sind die „Welt“, sondern die Fleisch und Augen restlos bannende Macht, die sie in Zuchtlosigkeit, Maßlosigkeit, Gottwidrigkeit

hineinstürzt. So liebt der Mensch mit seinem „Fleisch“ und seinen Sinnen nicht mehr Gott, ehrt ihn nicht als den Schöpfer und Geber, dient seinen Zwecken nicht, sondern liebt nur sich selber in falscher verderblicher Eigenliebe. Bei der „Fleischeslust“ ist hier nicht ausschließlich die Geschlechtslust gemeint, obwohl sie dem Teufel besonderen Wirkungsraum gewährt. Doch umfassender ist der biblische Begriff von „Fleisch“, er bezeichnet unsere ganze Kreatürlichkeit mitsamt unserem sogen. Seelenleben, das in geheimnisvoller Verschlungenheit mit unserem leiblichen Sein steht. „Alles, was in der Welt ist“, kann der Augen Lust entzünden, kann von unserem Fleisch mit hemmungsloser Begierde geliebt werden, kann in selbstherrlichem Genuß zur Hoffart des beatus possidens führen.

Die Selbstliebe in Gestalt der Weltliebe schließt uns von der Gottesliebe (Gottes Liebe zu uns) aus (15 b). Gott hat mit seiner Liebe in Christus uns aus der „Welt“ herausgeliebt, aus ihrer Schuld, ihrer Verdammnis. Als den Glaubenden ist uns die rettende Liebeskraft Gottes zuteil geworden (Joh. 3, 16), sind wir Kinder des Vaters und Miterben des Sohnes (Röm. 8, 17). Nun sind wir nicht mehr „von der Welt“ (Joh. 17, 14) haben nicht ihren Geist, sondern den Geist von Gott empfangen (1. Kor. 2, 12). Gottes Liebe schafft also den entscheidenden Tatbestand der christlichen Existenz: unsere Rettung aus der Welt. Diese Liebe Gottes aber ist ausgegossen in unser Herz (Röm. 5, 5). Wird diese Liebe Gottes für uns und in uns nicht völlig in Frage gestellt, wenn unser Herz die Welt liebt, die nicht von Gott ist? Bei unserer Weltliebe steht das ewige Heil auf dem Spiel (Matth. 6, 21 Schatz und Herz; Matth. 6, 24 nicht zwei Herren dienen, d. h. lieben). Also nicht so eilig mit der Beteuerung zur Welt hin: „Wir Christen, wir als Kirche stehen positiv zur Welt“, um so in ihr salonfähig zu sein, um als Kulturfaktor, als wesentliches Mittel zum Aufbau von Staat und Wirtschaft anerkannt und gesichert zu werden. Die Welt außerhalb von Christus soll um das „Nein“ der Christen wissen, um ihre Andersartigkeit. Wehe der Kirche, welche der Welt diesen Eindruck ihrer Wesensfremdheit ersparen möchte aus scheuer und kluger Rücksichtnahme, aus Angst vor der Ablehnung, dem Haß der Welt, der völlig in Ordnung geht (Joh. 5, 19). Wehe dem Christen, der sich in geistlicher Selbstsicherheit, in ungebrochenem christlichen Aktivismus zu weit, zu unwachsam mit der Welt einläßt! Diese ist lebensgefährlich im ewigkeitsmäßigen Sinn für den Christen, weil sie ihn von der Liebe Gottes scheiden will.

Die Welt ist aber auch vergänglich mit allem, was sie ist, hat und gibt (Vers 17a). Sie ist die große Betrügerin, die nicht halten kann, was sie verspricht. Sie gaukelt Ewigkeit vor, ewige Reiche, ewige Werte, ewiges Leben, ewige Lust und offenbart in ihren Katastrophen im Kleinen und im Großen ihre völlige Brüchigkeit. Der Lust entschwinden ihre Gegenstände und es bleibt nichts übrig als bittere Enttäuschung und gähnende Leere, noch mehr aber die Schuld. Alle sichtbare, greifbare Weltvergänglichkeit in der Zeit, alle Wandlung von Lust in Leid ist doch nur das vorausgehende Zeichen einer letzten, endgültigen Weltvernichtung, die in die ewigen Höllenabgründe mit hinabreißt alle, die

sich der Welt verkauft haben. Die Weltenliebe ist falsche Spekulation, die Selbstausslieferung des Menschen an die „*επιθυμια*“ ist höchste Dummheit. Darum das „Nein“ zur Welt. Aus der Tatsache von Karfreitag: „Die Welt gekreuzigt“ (Gal. 6, 14) ist die dauernde Konsequenz zu ziehen: „Das Fleisch gekreuzigt“ (Gal. 5, 24).

II.

Bedeutet dieses Nein nicht unbedingte Weltflucht hinein in ein enges, gesetzliches, weltfremdes Christentum, das in frommer Selbstbespiegelung sich auf den Isolierschemel zurückzieht und die weltlichen Geschäfte den „Anderen“ überläßt? Indessen, dieser Rückzugsweg kann nur in Unehrllichkeit und Heuchelei beschritten werden (wir bleiben auch im evangelischen Mönchtum in der Welt in uns und um uns), dazu in Lieblosigkeit und Selbstsucht dem Nächsten gegenüber, den man wohl in die Drecklinie der Weltlichkeit hineinläßt (bis einschl. Politik), von dessen oft saurerer Arbeit man aber ganz gerne profitiert. Jesu Gebet für die Seinen (Joh. 17, 15 a) wehrt der Tendenz zur reinen Himmelsliebe. Christen haben ein „Ja“ zur Welt, freilich aus dem „Nein“ heraus. Von da her gibt es nach dem Gesamtzeugnis der Heiligen Schrift auch eine legitime Weltenliebe. Man kann den Satz jetzt wagen: „Habt lieb die Welt“. In wem „die Liebe des Vaters“ ist, seine erlösende und rettende Liebe, für den wird die Welt zur guten Schöpfung (1. Mose 1 bleibt bestehen, dazu 1. Tim. 4, 4 a) mit den guten Gaben (Jak. 1, 17). Also Doppelheit der biblischen Aussage über die Welt für den Christen. Sie ist eben nicht das Werk des Demiurgen, nicht als Materie das Prinzip des Bösen schlechthin. Ist meine weltliche Existenz nicht die gottgegebene Voraussetzung (Schöpfungsgrundlage) meines geistlichen Seins? Ist die Welt als Schöpfung und gnädige Erhaltung Gottes nicht der Ort, da sich Gottes ewiger Liebeswille realisiert in der Richtung: „Also hat Gott die Welt geliebt“. Um dieser rettenden Gottesliebe zur Welt willen gibt es eine erlaubte, eine gebotene Christenliebe zur Welt, ein „Ja“ zu ihr.

Ein „Ja“ zu ihren Gütern. Sie sollen gebraucht, genossen werden, aber in rechter Weise, mit Danksagung (1. Kor. 10, 30). Wer dankt, der mißbraucht nicht (1. Kor. 7, 31 a), sondern empfängt in Zucht und Verantwortung von dem Geber, zur Ehre Gottes (1. Kor. 10, 31). So wird der Genuß geheiligt (1. Tim. 4, 5; vgl. dazu Luthers Erklärung zum 1. Gl. Art. mit dem nachdrücklichen Dank auch für das „Fleisch“, die „Augen“, etc.).

Ein „Ja“ zur Welt als dem Schauplatz der Christen zur Verwirklichung des Willens Gottes: „Wer aber den Willen Gottes tut“ (Vers 17 b): Ein ausgesprochen „positiver“ Satz). In der Welt vollzieht sich der Kampf um die Bewährung im Glauben, im Gehorsam, in der Hoffnung. Da werden die Zeichen der Herrschaft Christi aufgerichtet. Da geht es nicht nur um Rückzugsechte eines rein passiven, leidenden Christentums, sondern ebenso um die Angriffsschlachten einer siegreichen Ueberwindung des Bösen (5, 4). Dazu bedarf es allerdings der ständigen Bewahrung vor dem Bösen (Joh. 17, 15 b). Das wahre Gebetsanliegen Jesu für die Seinen in der Welt!

Ein „Ja“ zur Welt als dem Nächsten! Die dem Christen er-

laubte und gebotene Weltliebe ist die Bruderliebe: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“; denn sie ist zutiefst Gottesliebe (nun auch unsere Liebe zu Gott), weil Gott sich mit dem Bruder identisch macht, in ihm geliebt sein will, nimmermehr am Bruder vorbeigeliebt werden kann (4, 20 und 21). In der Bruderliebe wird der „Bösewicht“ (Vers 14 b) besiegt, d. h. die Welt in uns, das „Ich“, das sich selber leben will, das in der „*επιθυμία*“ sich selber liebt und nicht von Gott ist. Die starke Betonung der Bruderliebe in den Joh.-Briefen ist die unbedingte Sicherung gegen die Weltflucht und unchristliche Weltverneinung. Der Bruder bedarf meines christlichen Zeugnisses durch Wort, Tat und Wandel. Ich bin ihm den seelsorgerlichen und leibsorgerlichen Dienst schuldig, gerade auch den sogen. weltlichen Dienst; denn er will geliebt sein in den konkreten Fällen des Alltags, in den engen und weiten Gemeinschaften, in denen er mit uns und anderen steht. Hier wäre die vornehm-fromme oder ängstlich-fromme Zurückhaltung als angebliches Zeichen der verbotenen Weltliebe gerade ein Beweis dafür, daß jene Reserve nicht aus Gott ist, eine unchristliche Entsagung, ein Steckenbleiben im „nein“, vielleicht ein allzubequemer, egoistischer Kurzschluß. Darum der Christ sagt „Ja“ zur Welt, weil ihm dieses Ja durch Gott um Christi willen geschenkt wird.

Schluß: Also „Ja“ und „Nein“, aber eben in der rechten Reihenfolge! Zuerst und immer wieder neu das „Nein“, dann aber und aus diesem heraus, auch immer wieder neu das „Ja“. So ist der Christ weder ein Weltverneiner, sondern beides zugleich, was nur durch Gottes Gnade möglich ist. So wandelt er auf einem schmalen Berggrat und achtet darauf, daß er nicht zur Rechten oder zur Linken in die Tiefe stürze, entweder in die Weltseligkeit oder in die Weltverlorenheit hinein.

Adolf Merkel.

6. Sonntag nach Trinitatis: 1. Thess. 4, 9—12

I. Grundsätzliches über die christliche Paraenese

Unsere Perikope ist dem mit Kap. 4, 1 beginnenden paraenetischen Teil des 1. Tess.-Briefes entnommen. Schon in diesem ältesten uns von Paulus erhaltenen Brief nimmt die Paraenese einen so breiten Raum ein. Man vermutet, daß Paulus und überhaupt das Urchristentum bei der Frage nach der Gestaltung des praktischen Lebens weitgehend vom Judentum und Hellenismus abhängig waren und Lebensregeln, Laster- und Tugendkataloge aus einer bereits bestehenden Tradition übernommen haben. (Handbuch zum N. T. 11, An die Thessalonicher, Dibelius). Und doch ist in der Hand des Apostels etwas völlig Neues daraus geworden! Hier wird nicht Gesetz und Moral gepredigt, hier wird nicht menschliche Tugend gepriesen, und es werden auch keine glänzenden Vorbilder geschildert, denen es nachzueifern gelte. Es ist ganz und gar christliche Paraenese daraus geworden.

Was heißt das?

1. Sie geschieht im Namen Jesu, sie ist nicht menschliche Lebensweisheit, sondern tröstendes, ermahnendes und wegweisendes Gotteswort. Wer Mahnung und Zurechtweisung ablehnt, hat es nicht mit Menschen sondern mit Gott zu tun. V. 8. Paulus redet im Auftrag und

in der Vollmacht Jesu. (Wir bitten und ermahnen euch in dem Herrn Jesus. 4, 1.)

2. Angeredet ist die christliche Gemeinde, Menschen, die sich durch das Evangelium von Christus, dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn, haben rufen und retten lassen 2, 12; 4, 7. Menschen also, an denen Gott sein Werk begonnen hat und es täglich neu tut. V. 8. Das Partizipium praes.: *διδόντα το πνευμα αυτου το αγιον εκ υμας* besagt, daß Gottes Geist eine fortwährende heiligende Wirkung auf den Christen ausübt. (Joh. Grobe in Handreichung zu Lekt. des griech. N. T. Thessalonicher, 35.)

3. In der Heiligung sieht die christliche Paraenese also das Werk Gottes selbst. Im *αγιασμος* gewinnt das Gott-geweiht-sein Gestalt im Leben des Menschen, kommt der Wille Gottes, in uns und durch uns zu herrschen, zum Ziel (V. 3). Dieses Verständnis der Heiligung schließt also unsere Aktivität nicht aus, sondern ein. Es kommt in der christlichen Paraenese zu kräftigen Imperativen, aber sie sind alle getragen von den Indikativen des göttlichen Handelns. Wir werden aufgerufen, auch das zu sein, wozu Gott uns berufen hat, auch das darzustellen, was wir nach Gottes Gnade schon sind. Die Heiligung ist Gabe und Aufgabe zugleich, ein Wirkenlassen Gottes im eigenen Leben, ein Jasagen zu seinem Willen, ein tägliches Sich-in-Dienst-nehmen-lassen von dem, der Herr des Lebens ist. Gott hat uns berufen zur Heiligung (V. 7). Wer sich diesem Ruf verschließt, stellt sich dem Wirken Gottes im eigenen Leben in den Weg, während Gott doch sein Werk an ihm schon begonnen hat und auch fortsetzen und ans Ziel führen will (V. 8; vgl. auch 1. Kor. 1, 4—9).

4. Geschieht in der Heiligung Gottes Werk an uns, so gibt es auch Fortschritt und Wachstum darin. Denn wo Gott der Wirkende und Schenkende ist, kann es keinen Stillstand geben. Das heißt nicht, daß wir in diesem Leben zur Vollkommenheit gelangen könnten; denn erst „in seinem Reich werden wir unter ihm leben in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit“. Es ist hier auch nicht gemeint, daß wir uns Stufe um Stufe zu immer höheren Graden menschlicher Vollkommenheit und Tugendhaftigkeit emporarbeiten sollten. Das Ziel ist überhaupt nicht die Erlangung eines menschlichen Idealzustandes. Und doch steht der Ruf zum *περισσευειν* (V. 1; V. 10; vergl. 1. Kor. 15, 58; Eph. 4, 15; Phil. 1, 9) zum Wachsen und Völliger-werden in der christlichen Paraenese. Mit Recht, denn sie nimmt den Willen Gottes ernst, immer völliger in unserem Leben zur Herrschaft zu gelangen (V. 3). Und traut es ihm auch zu, daß er es vermag (3, 12). Das heißt nicht, daß wir das Wachsen und Reifen in unserem Christenstand müßten feststellen können. Im Gegenteil. Gott öffnet uns mehr und mehr den Blick dafür, wie umfassend sein Herrschaftsanspruch an unser Leben ist, und wie weit wir noch davon entfernt sind, ihn wirklich auf allen Lebensgebieten den Herrn sein zu lassen. („Wer angefangen hat, ein Christ zu sein, dem bleibt noch übrig zu denken, daß er noch nicht ein Christ ist, sondern* suche ein Christ zu werden. Denn ein Christ ist noch nicht im Gewordensein, sondern im Werden. — Das christliche Leben ist nicht Frommheit, sondern ein Frommwerden, nicht eine Gesundheit, sondern ein Gesundwerden, nicht ein Wesen, sondern ein Werden, nicht eine Ruhe, sondern

eine Uebung. Wir sind noch nicht, wir werden aber. Es ist noch nicht geschehen, es ist aber in Gang und Schwang. Es ist noch nicht das Ende, es ist aber der Weg. Es glüht und glinzet noch nicht alles, es fegt sich aber alles.“ Luther)

5. Darum gibt es keinen Christen und keine christliche Gemeinde, die die Paraenese entbehren könnten. Auch eine so vorbildliche Gemeinde (s. K. 1, 7 u. 8) wie die in Thessalonich hat sie nötig. Es geschieht also, wo christliche Paraenese geübt wird, ein unentbehrlicher, lebensnotwendiger Dienst an der Gemeinde. Er kann aber nur wahrgenommen werden von einem, der bereit ist, sich auch selbst brüderlich mahnen und zurechtweisen zu lassen, von einem, der sich täglich von Gottes Wort strafen und trösten und zu neuem Gehorsam ausrichten läßt. Wir entwachsen der Paraenese nie. Auch wenn wir von groben Verfehlungen bewahrt bleiben — wir wissen um den täglichen Mangel, die tägliche Schuld; und das *περιουσιον* haben wir nie hinter, sondern immer vor uns.

6. Die christliche Paraenese nennt die Dinge beim Namen. Sie straft die Unzucht, die Leidenschaft, die Habsucht, den Betrug (V. 3—5), sie ruft zur Bruderliebe, zu fleißiger Arbeit und ehrbarem Wandel (V. 9 bis 12). Die konkrete Lage der Gemeinde fordert konkrete Weisungen!

II. Gedanken zur Predigt

Ein Blick in unser Perikopenbuch zeigt uns, daß nun mit einer langen Reihe von paraenetischen Texten, geordnet nach dem alten Schema von Individual- und Sozialethik, Fragen christlicher Lebensgestaltung Gegenstand der Verkündigung werden sollen. In unserem Text (9—12) geht es wesentlich um Bruderliebe und Arbeit. Da aber für die Behandlung der Liebe der 8. S. n. Tr. mit Jak. 2, 1—12 vorgesehen ist, wäre es im Sinn der Väter unserer Perikopenordnung, die Arbeit in den Mittelpunkt unserer Predigt zu stellen.

1. Mannigfache Nöte werden da angerührt, wo das Thema Arbeit angeschlagen wird: Auf der einen Seite Ueberbürdung, auf der anderen Arbeitslosigkeit. Hier arbeitsscheue Elemente, dort Arbeitsfanatiker. Viele dürfen die Arbeit nicht tun, die ihren Gaben und Kräften entspräche — andere sind in jeder Weise überfordert. Wieviel erfolglose Arbeit! Oft karger Lohn für viel Fleiß und Treue! Daneben lockender Gewinn für den, der krumme Wege geht (auch dabei wird gearbeitet!). Und dann der Sinn der Arbeit? Für viele nur Mittel zum Zweck. Nicht nur um leben zu können, sondern um sich zu behaupten in seiner Unabhängigkeit von Gott und Menschen, um mit dem Ertrag der Arbeit ganz sich selbst zu leben. Andere brauchen sie als Betäubungsmittel, um die Schuld, das Leid zu vergessen. Die Arbeit wird zum Götzen, dem wir mit Leib und Seele verfallen. In all diesen Nöten wird etwas sichtbar von dem Gericht Gottes über eine von ihm abgefallene Menschheit (Gen. 3, 17—19).

2. Hier ist nichts geholfen mit einem Hohen Lied auf „Arbeit und Fleiß“. Das hieße an der wahren Situation vorübergehen. Die Gemeinde ist ja in all diese Nöte mit hineinverflochten, ist von allen Seiten durch sie bedroht. Aber sie kennt den Heilandsruf (Matth. 11, 28 ff.) und folgt ihm und darf es erfahren, daß mit dem Glauben an Christus auch unser Verhältnis zur Arbeit neu wird. Er erlöst auch hier aus falschen Bin-

dungen. Ist er unser Herr, dann brauchen wir nicht mehr Sklaven unserer Arbeit sein. Finden wir bei ihm Trost und Vergebung, dann hört die Flucht in die Arbeit auf. Christus befreit uns von der Zwangsvorstellung, als müßten oder könnten wir uns durch unsere Arbeit die Grundlage der Existenz schaffen. Im Glauben an ihn lernen wir Gott als unsern Vater kennen und begreifen, daß er allein unser Schöpfer und Erhalter ist (Matth. 6, 25—34; Röm. 8, 32; 1. Petr. 5, 7).

3. Die Arbeit ist von Gott geboten (Gen. 2, 16; Ex. 20, 9; 1. Thess. 3, 10). Aber nicht, um uns zu Arbeitstieren zu degradieren. Im Gegenteil: Er würdigt uns, mitwirken zu dürfen an seinem göttlichen, lebenserhaltenden Werk, das er — auch durch unsere Arbeit — an uns und anderen tun will. „Gott will keine faulen Müßiggänger haben, sondern man soll treulich und fleißig arbeiten, ein jeglicher nach seinem Beruf und Amt, so will er den Segen und das Gedeihen dazu geben“ (Luther). „Es geht durch unsere Hände, kommt aber her von Gott“ (M. Claudius).

4. Als Christ seine Arbeit tun heißt, sie im Namen und Auftrag Gottes tun (Lied 24, 2), in der Bereitschaft, seinem Wollen und Wirken als Werkzeug zur Verfügung zu stehen. Da Gott unser wahrer Brotherr ist, gilt es auch den Arbeitsplatz aus seiner Hand zu nehmen und sich neue Arbeitsmöglichkeit von ihm zu erbitten (U. V. 4. Bitte). Alle Arbeit ist unter das Gebot der Liebe gestellt und will Dienst am Nächsten sein (hier Bruderliebe und *ἡ ἀγάπη* von Vers 9 u. 10).

So darf die Arbeit zur „res sanctissima“ (Luther) werden. Wir sind erst auf dem Weg dazu und wissen, daß Gott allein das Wollen und Vollbringen wirkt nach seinem Wohlgefallen. Darum kann der Christ seine Arbeit nur betend tun. „Treib unsern Willen, dein Wort zu erfüllen, lehr uns verrichten heilige Geschäfte und wo wir schwach sind, da gib du uns Kräfte!“ (P. Gerhardt).
Ernst Köhnlein.

7. Sonntag nach Trinitatis: 1. Tim. 6, 6—11 a

Vorbemerkung: In den Göttinger Pred.-Medit. II/4 liegt eine gute Bearbeitung unserer Perikope vor, die auch noch 11 b einbezieht. Trotz dieser naheliegenden Erweiterung wollen wir uns an die gezogene Grenze bei 11 a halten, da das wesentliche Anliegen der Perikope dadurch nicht verkürzt, sondern durch diesen unerwartet jähen Abbruch eher noch unterstrichen wird.

Um den richtigen Einstieg in unsern Text zu gewinnen, wird es dienlich sein, zwei Richtpunkte fest im Auge zu behalten. Einmal: Die Gemeinde des Herrn und damit auch jedes einzelne ihrer Glieder ist reich, unsäglich reich, weil Jesus unser Schatz ist und wir Sein Eigentum. Zum andern aber — und das gehört unzertrennt hinzu — sind wir beständig bedroht, durch eigene Schuld dieses Reichthums verlustig zu gehen. Der Zusammenklang unserer Perikopen dieser Sonntage weist in die gleiche Richtung: Nachdem euch das Leben geschenkt ist im Sohn, bewahrt es nun auch in euerem Tun und — Lassen!

Wenn wir recht evangelisch die eine große Paraenese wider den Sorgengeist, die alle Verse unseres Abschnittes durchzieht, üben wollen, ohne Gesetz zu predigen, werden wir zunächst in aller Deutlichkeit von dem handeln, was uns Gott gegeben hat: *εὐσβεία μετὰ ἀνταρχειας*.

Am richtigen Verständnis dieser urchristlichen Devise wird sich für unsere Verkündigung nicht wenig entscheiden. Keinesfalls ist *ενοσβεια* schillernder und darum nichtssagender Ausdruck allgemeiner oder spezieller Religiosität, wie es manche Übersetzer nahelegen, noch dürfen wir einfach das für unsere Augen und Ohren unanschaulich gewordene „Gottselig“ stehen lassen, dessen schöne Prägung seit Luthers Tagen durch steten Gebrauch und Mißbrauch stark abgegriffen und im Volksmund geradezu verzerrt und vergrößert wurde. *ενοσβεια* ist kurz gesagt das Verhalten, das Gott angenehm ist, und steht dort, wo sonst im NT „Glaube“ und „Gerechtigkeit“ steht, nämlich dankbares und gehorsames Annehmen der Botschaft vom Gekreuzigten und Auferstandenen (siehe bezeichnenderweise 1. Tim. 3, 16!). Es geht nicht darum, ob ich „Religion“ habe, ob ich auch an Gott glaube oder „fromm“ bin, sondern ob ich den Herrn Christus habe. In, mit und unter diesem Annehmen ist mir verheißen, ja zugesprochen das Leben jetzt und künftig (1. Tim. 4, 8). Damit werde ich gleichzeitig frei von der Macht der *ειδνυια*, der „verkrampften Selbstsüchtigkeit“ (Büchsel in ThWb. III 172).

Durch die enge Verbindung mit *ενοσβεια* ist nun auch die *ανταρκεια* geschützt gegen die sonst unausweichliche Verkennung als platte Zufriedenheit oder gegen die Gleichsetzung mit der Lieblingstugend der Stoiker. Was *ανταρκης* sein heißt, lehrt uns Nestles Randverweis auf Phil. 4, 11—13. Nur *εν κυριω* vermag der Apostel das alles zu sein. Weil der von Christus Gerufene sich an Ihm und seiner Gnade genügen läßt und weil er weiß, daß er von Gott nicht verlassen noch versäumt (Heb. 13, 5), sondern versorgt wird, darum braucht er auch nicht mehr zu sorgen. Er hat noch reichlich übrig, um dem Bedürftigen zu geben (2. Kor. 9, 8). „Der christliche *αντος* kann so wenig isoliert für sich allein gedacht werden, daß seine *ανταρκεια* nur besteht, wenn auch der *αλλος* an ihr teilhat“ (G. Kittel, ThWb. I 467).

Was will nun danach V. 7 besagen? Gewiß soll nicht nur die Tatsache festgestellt werden: Genau so wenig wie wir etwas in die Welt hineingebracht haben, genau so wenig werden wir etwas hinausbringen. An diesem Tatbestand kann uns doch deutlich werden, daß wir wirklich nichts „sind“, nichts können noch vermögen, sondern daß alles an Gott hängt, der diese kurze Spanne Zeit, „Leben“ genannt, mit dem ausstattet, was wir brauchen, um es zu fristen und v. a. um das von Gott gesteckte Ziel zu erreichen. Denn unser Leben hat seinen Sinn nicht in sich, sondern in dem, daß wir *τελειοι* werden, unser Heil ergreifen und den Herrn erwarten. Und von diesem Ziel her gesehen brauchen wir hier nicht mehr als Nahrung und Bekleidung, was eben zu des Leibes Notdurft gehört.

Aber gerade hier stellt der Teufel seine Fallen. Er spiegelt uns ein Trugbild vor und flüstert uns ein: Habt lieb die Welt und was in ihr ist! Das wahre Glück ist hier zu finden, besteht darin, hier etwas zu haben. Wer „hat“, der sichert sein Leben (Luk. 12, 18f), wird unabhängig von Gott und — Höriger des Satans. „Reich werden wollen“: es geht nicht um das hohe Sparkonto oder um das eigene Auto. Wir würden es uns und unseren Gemeindegliedern zu leicht machen, wollten wir so billige, irreführende Redensarten nur in den Mund nehmen. Es geht um die

entscheidende Erkenntnis, daß nämlich in jedem Wert, in jedem „Bild“ dieser Welt eine satanische Macht schlummert, die nur darauf wartet, ihre Krallen nach uns auszustrecken und von uns Besitz zu nehmen und sich an die Stelle Gottes, des höchsten und einzig wahren Gutes zu setzen. Solche „Besessenheit“, die blind ist für den rechten Maßstab, feiert nicht nur bei den sogenannten „Reichen“ ihre Triumphe (wo sind sie denn heute?), sondern gerade bei denen, die sich selber gern als die kleinen Leute, die Armen, die Habenichtse bezeichnen. Wissen nicht ausgerechnet die Elendsstätten der Lager aller Art davon zu erzählen? Wozu war nicht das Menschenherz fähig, wenn es um ein Stück Brot oder nur um einen bessern Platz ging? Darauf zielt unser Wort, auf die alte Lüge: Der Mensch lebt vom Brot allein! Wer ihr verfällt, bringt sich selbst ums Leben, denn er hat sich von dem geschieden, der uns allein das Leben geben kann. „Der Geizige sagt dem Herrn ab und lästert ihn“ (Ps. 10, 3). Es sollte uns doch zu denken geben, daß Jesus wohl gegen nichts sonst so oft und so scharf sich wendet wie gegen die Liebe zum irdischen Gut — aus Liebe zu uns. Recht fruchtbar und heilsam wird es sein, in diesem Zusammenhang einmal den 23. Psalm zu meditieren. An dieser positiven Entsprechung zu unserer Paraenese mag uns deutlich werden, was hinter unserer Perikope steht: Unsere Seligkeit ist, daß wir unter dem Stab eines guten Hirten wandern dürfen. Das Schäflein denkt nicht ans „Sammeln“, ans „Organisieren“, sondern weiß, daß sein Hirte ihm gibt, was es braucht, und daß ihm darum nie etwas mangeln wird. Möge es uns geschenkt werden, der Gemeinde vor Augen zu malen, daß es sich hier nicht um zwei verschiedene Möglichkeiten der Lebensgestaltung und -führung handelt, etwa genügsam zu sein oder nicht, sich nach der Decke zu strecken oder nicht, sondern daß wir erst in Christus Leben haben, und daß jedem, der die Süßigkeit dieses Lebens gekostet hat, gar nicht mehr gelüftet, aus den Tröglein dieser vergehenden Welt zu essen und sich mit Trebern abpeisen zu lassen, wo daheim das Brot auf ihn wartet!

Ἀπολεία: Um nicht unglaublich zu werden, sollten wir wie bei der *εὐσεβεία* uns davor hüten, schnell ein Wort zu gebrauchen, das zu den schwersten in der Hl. Schrift gehört, ohne sofort deutlich zu machen, was es eigentlich ist. Was heißt denn das: Verloren gehen? Wohin sinkt oder fällt der Mensch, der sich aus der Hand Gottes gelöst hat? Die Hl. Schrift denkt dabei nicht an ein einfaches Totsein als ein Ausgelöschwerden, sondern an ein endgültiges Scheitern ohne Hoffnung auf Rettung. Wer verloren geht, ist geschieden von Gott als der Quelle des Lebens, hat nicht teil am Reich, wo Fried und Freude lacht, sondern ist „in der Qual“ (Luk. 16, 23 nach Luther), in der Angst, unter dem beständigen Zorn Gottes.

Zu der unheimlich wahren, unseligen Entwicklungsgeschichte in den V. 9 und 10 ist wertvoll Aug. Winnigs Erzählung „Zwischen Gott und Gold“. Mit dem unverhofften Fund im alten Grab zieht ein fremder Geist in das Herz des armen Totengräbers ein, ein Geist der Unruhe, der Angst, der Verdrießlichkeit, der Feindseligkeit, der Lüge und des Zorns. Der morgendliche Lobgesang verstummt auf seinen Lippen. „Aber so war es um den Menschen bestellt: sobald ihn die Erregung ergriffen,

verlor er das rechte Maß.“ Und damit weicht Freude und Friede. Erst als er den versuchlichen Fund von sich getan, kehrt der Friede wieder und mit ihm der Lobgesang, und er darf mit reinem Herzen scheiden. GOTT allein will und kann unser Schatz, unsere Sättigung und unsere Erquickung sein. Wer zu Ihm flieht, dem starken Hort und der festen Burg (Ps. 71, 3), beweist damit rechte Tapferkeit, denn er beugt sich nicht vor dem Terror des Teufels, sondern tritt auf die Seite Gottes und gewinnt dadurch das Leben (Joh. 10, 5; 1. Kor. 6, 18; 10, 14; 2. Tim. 2, 22; 2. Petr. 1, 4).

Liedvorschläge: 41 Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig...; 289 Auf, auf mein Geist, betrachte... (Vers 10!).
Dietrich Waetzel.

8. Sonntag nach Trinitatis: Jakobus 2, 1—12

In unserem badischen Perikopenbuch steht unser Text unter der Inhaltsangabe „Das königliche Gesetz der Liebe“. Berufen zur Teilnahme an Jesu Königsherrschaft sind gewiß alle Menschen, ohne Ansehen der Person. Wer den Waisen und Witwen beisteht (1. 27), hat doch wohl selbst schon die Entscheidung vollzogen in der Hinwendung zu den Armen, für die und zu denen der Herr gekommen ist. Der Verfasser des Jakobusbriefes, obwohl aus dem Judentum herkommend, hat sich von den überlieferten rituellen Auffassungen freigemacht. Wenn er sich als Anwalt der Armen in der Gemeinde aufwirft, so tut er das unter Berufung auf den Herrn; von den beiden Stellen des Jakobusbriefes, in denen Jesu Namen genannt wird, fällt eine in unseren Text. Trotzdem darf nicht übersehen werden, daß sowohl jüdische wie auch christliche Ethik den Inhalt des Briefes bestimmen. Christus spricht: „Ihr sollt nicht wännen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen“ (Matth. 5. 17). Hier kommt der Verfasser seinem Herrn sehr nahe, wenn er die Unbestechlichkeit und das Nichtansehen der Person, die ja auch schon im Alten Bunde geboten werden (etwa 3. Mose 19. 15 u. a.) in der Nachfolge Jesu erst recht gebietet; denn gerade Jesus selbst hat sich doch immer wieder in besonderer Weise den Armen zugekehrt (Luk. 6. 20 u. a.), wobei er wohl wußte, daß die Armut im Geiste meist mit der äußeren Armut des Menschen zusammenfällt.

Zum Text: Luther hat mit Recht empfunden, daß viele christlichen Wahrheiten im Jakobusbrief unberücksichtigt bleiben; wenn aber der Verfasser des Briefes immer wieder darauf hinweist, daß die Frömmigkeit sich im Tatglauben zu bewähren hat, so kommt er Jesu Forderung ganz nahe; das rechtfertigt auch den Platz des Jakobusbriefes unter den kanonischen Schriften des NT. Unser Text ist geradezu ein Aufruf zur Entscheidung für oder gegen die von Gott gebotene und vom Herrn geübte Liebe. Das Gleichnis in V. 2 ff. wird wohl aus einem echten Mißstand heraus gesprochen worden sein. Wie manchem angesehenen Pharisäer, der aus verborgenen Absichten oder aus Neugierde eine Versammlung der judenchristlichen Gemeinde aufsuchte, mag wohl mit unterwürfiger Lobhudelei und Schmeichelei begegnet worden sein, während dem Armen, den echte Reue über seine Sünde in die Versammlung getrieben hatte, mit Gleichgültigkeit oder gar Miß-

achtung begegnet worden ist. „Schlimme Absichten“ (V. 4) sind eines Christen unwürdig und bringen ihn in ungeistliche Abhängigkeit. „Unterschiede“ zu machen, steht allein beim Herrn, der im jüngsten Gericht die Menschen unterscheidet d. h. richtet. V. 5 ist geradezu eine Umschreibung des Lebens und Wirkens Jesu, ein kleines Evangelium der handelnden Liebe Gottes. Gottes Erwählung wendet sich den Armen und Niedrigen zu und machet sie reich in Gott durch die Berufung zu seiner Herrschaft. V. 6 erinnert an Amos 4. 1 und 8. 4. Reichtum verleiht Macht; diese kann im Guten wie im Bösen geübt werden; im Beispielfall unseres Textes wird sie im Unguten entgegengenommen. V. 7: Der gute Name ist Christi Name, nach welchem die Besucher der Versammlung genannt sind. Er wird von den Reichen verlästert. Ohne Zweifel ist hier auch die Taufe gemeint, durch die die Heiligen aufgenommen werden in den Bund Gottes. Der Ausdruck βασιλικος in Vers 8 will das Gebot der Nächstenliebe aus der Fülle der anderen Gebote als besonders bedeutsam herausheben (siehe auch Gal. 5. 14). Wer dagegen verstößt (V 9), indem er Reiche und Vornehme den Armen vorzieht, macht sich vor dem Gesetz schuldig. Das harte Urteil über die Reichen besagt wohl, daß der Verfasser des Jakobusbriefes selbst mit den Reichen sehr schlechte Erfahrungen gemacht hat und tief von ihnen enttäuscht worden ist. Ihr unsoziales Verhalten hat die junge Gemeinde schwer gefährdet und bereits vor der Verfolgungszeit die ersten Erschütterungen in ihrem Gefüge verursacht. So wird von dem Verfasser ein Urteil verallgemeinert, das nicht für jeden Reichen zutreffend ist. Die zum Königreich Gottes Herausgerufenen (V. 8) werden durch das Gesetz der Freiheit gerichtet (V. 12). Alles Handeln und Tun des Menschen wird bestimmt von Gottes Willen. Das aber ist das vollkommene Gesetz der Freiheit (I. 25). V. 10/11 zeigen uns, daß die Gebote Gottes eine Ganzheit sind. Wer ein Gesetz übertritt, sündigt wider alle.

Zur Predigt: Es ist uns geradezu geboten, die Aktualität des Textes auch auf unsere Kirche und Gemeinden anzuwenden. Die Armen waren allezeit der wirkliche Schatz der Kirche. Das Gleichnis V. 2 ff will unter uns selbst praktiziert werden. In manchen unserer Gemeinden, wo noch das Gewicht der Kirchenstühle und der festen Kirchenplätze besteht, mag im Hinblick auf die Flüchtlinge eine Überprüfung der überlieferten Sitte erfolgen. Gibt es noch unter uns Beerdigungen I. und 2. Klasse, an denen sich der Pfarrer mitschuldig macht? In welcher Kirche wird noch zugelassen, daß sich bei Trauerfeiern der Reichtum und Besitz durch eine Blumenflut manifestiert und den Armen in Gewissensnöte bringt, der hier nicht mithalten kann? Wie steht es mit den Auswüchsen bei manchen Hochzeitsfeiern (zu denen gewöhnlich die Trauungen der Auftakt sind) im Hinblick auf die allgemeine Armut? Unser Text gibt auf all diese Fragen eine klare Antwort. Wir müssen uns jedoch davor hüten, in unserer Predigt etwa zu folgern: Gott habe die Armut erwählt und den Reichtum verworfen. Davon kann nicht die Rede sein. Wohl hat Gott die Armen erwählt auf dieser Welt, aber die Armen, „die am Glauben reich sind“. Und wenn es schon schwer ist für einen Reichen, ins Himmelreich zu gelangen: mit Gottes Hilfe kommt er hinein, wenn er sich im Glauben bewußt wird, daß Reichtum

und Besitz anvertraute Güter sind. Andererseits geißelt der Verfasser des Briefes auch nicht die zuvorkommende Behandlung des Reichen und Höhergestellten, die durchaus am Platze sein kann, wenn der Arme und Geringe ebenso behandelt wird, sondern er verwirft die unterschiedliche Behandlung beider, das ungleiche Verhalten gegenüber den Mitchristen und die sich im Verkehr mit den Reichen und Hochgestellten einstellende Menschenfurcht. Doch wollen wir der Gefahr begegnen, daß unsere Predigt im Moralisch-Ethischen steckenbleibt. Es ist das ernste Anliegen des Briefverfassers, daß unser Glaube an Jesus Christus rein bleibt und wir das Evangelium von Jesus Christus recht verstehen und aufnehmen als wahrhaftige Erben seines Reiches. Nicht Ansehen des Menschen sondern Ansehen Gottes führt zum Glauben.

Im Hinblick auf die ungeheure Not unserer Tage mag unser Text den Vorwand abgeben, vom Evangelium her die Gewissen zu schärfen und zur Verantwortung des Christenmenschen in der Welt aufzurufen. Gott sieht das Herz an und erwählt „die Armen auf dieser Welt“. „Er stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen. Die Hungrigen füllet er mit Gütern und lässet die Reichen leer“ (Luk. 1. 52—53). Es empfiehlt sich, Vers 13 zum Predigttext hinzuzunehmen. Um Christi willen, der an uns Barmherzigkeit getan hat, sollen auch wir Barmherzigkeit üben an allen, die uns anvertraut sind. Predigen wir einmal über die Widerfahrnis der Barmherzigkeit und die Erwählung der Armut. Mögen wir dabei den 5. Vers in den Mittelpunkt stellen. Den Anruf „Höret zu, meine lieben Brüder“ wollen wir uns selbst zur Ermahnung dienen lassen, wie wir auch in allem harten Urteil uns selbst miteinschließen wollen. Wir dürfen sehen auf das Handeln Gottes und hören auf die Stimme seiner Barmherzigkeit; auf daß uns selbst Barmherzigkeit widerfahre im Gericht. Es drängt sich von selbst auf, was zwar der Verfasser nicht besonders erwähnt, was aber durchaus in der apostolischen Erkenntnis liegt, hier das Wirken des Geistes zu erbitten, der uns selbst barmherzig sein läßt und handeln heißt durch die Barmherzigkeit Gottes in Christus Jesus.

Lesung: Jer. 9. 22—23 oder Matth. 20. 25—28.

Liedvorschlag: Nr. 260, V. 1—2; Nr. 60, V. 4; Nr. 160, V. 1, 4, 5; Nr. 232, V. 9—10; Nr. 316, V. 5.

Hans Maurer

9. Sonntag nach Trinitatis: Jakobus 3, 13—18

Der Gefahr, der der Prediger jedes Jakobus-Textes ausgesetzt ist, entgehen wir bei unserer Stelle noch verhältnismäßig leicht. Wie sollten wir die „Weisheit von oben her“ anders predigen, als dadurch, daß wir den verkündigen, welcher uns „gemacht ist von Gott zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung“? Wir können am 9. S. n. Tr., auf den letzten Skopus der Predigt gesehen, doch nichts anderes der Gemeinde sagen, als etwa am Pfingstmontag, wenn wir über 1. Kor. 2, 6 ff. gepredigt haben, oder an Invocavit, als 1. Kor. 1, 18—25 vorgeschlagen war. Unter homiletischem Gesichtspunkt „entscheidend für die Auslegung ist, daß der Text in der kanonischen Schrift steht und darum von der Mitte der Schrift, d. h. von der Christus-Botschaft, ausgelegt wer-

den muß“. Dabei behalten wir auch der historisch-kritischen Exegese gegenüber ein gutes Gewissen, wenn ihre modernen Vertreter zu dem Ergebnis kommen, daß auch bei Jakobus „der Gerechtigkeit Wirkende ganz und gar in Gottes Gerechtigkeit hineingestellt wird und nicht in seine eigene... Unter dem Werk versteht er (scil. Jakobus) nicht das Werk des Gesetzes und der Satzung im synagogalen Sinne, sondern die Tat der Liebe und des Gehorsams, das Gleiche, was Paulus immer als die Früchte des Geistes, als den Inhalt des Christenstandes bezeichnet. Der jüdische Verdienstgedanke liegt ebenso fern, wie die griechische Tugendauffassung... Das praktische Grundmotiv, daß nur ein Glaube in Frage kommen könne, der die wirksame Frucht des ernsthaften Handels in sich faßt und mit sich bringt, verbindet doch seine Ermahnung trotz der theologisch anfechtbaren Formel in 2, 23, mit der gesamten urchristlichen Verkündigung.“ (Schrenk in Kittel, Wb II 203 ff.). Auch ohne daß im unmittelbar unserem Text vorausgehenden Vers von Jakobus selber auf Matth. 7, 16 ff. Bezug genommen würde, müßten wir V. 13 b von daher interpretieren. Wie der peccator iustus sich mit „Naturnotwendigkeit“ in den Früchten des Geistes ausweist, so auch der stultus sapiens. Daß Christus uns zur (Lebens-)Weisheit gemacht ist, wird in dem Maße und in der Häufigkeit unglauwbüdig, als unser Verhalten nicht der *πραυτης* entspricht, die Matth. 11, 29 als den hervorragendsten Wesenszug am Christus, der die Wahrheit ist, hervorkehrt (V. 14). Diese *πραυτης* stellt sich unter jede irgendwie geartete geistliche, geistige, soziale, moralische usw. Inferiorität des Bruders und nimmt sie nicht zum Anlaß, sich über ihn zu erheben (*κατακαυχασθαι*) oder ihn „übers Ohr hauen“. *ψηλος* = „der Eifer, der in irgendeiner Form nicht am Aufbau des Nächsten, sondern an seiner Schädigung arbeitet und dafür die eigene Förderung nachdrücklich betreibt“ (Stumpff in Kittel Wb. II 884). Umgekehrt verbietet die *πραυτης* dem in natürlicher oder charismatischer Hinsicht minderbegabten Bruder, den reicher Gesegneten zu beneiden und ihm „ein Bein zu stellen“. Es darf in der Gemeinde nicht zu „Klassenkämpfen“ kommen, weder von unten noch von oben her (Röm. 12, 10; Phil. 2, 3; Eph. 4, 1–3). Wo immer eine derartige Kampfsituation herrscht, geraten sämtliche Sach- (*καταστασια*) und Personbezüge (*πραγμα*) in ein unheilvolles Durcheinander und Widereinander. Die Gemeinde zerfällt und, anstatt Licht und Salz zu sein für die Welt, wird sie zum Aergernis (vgl. Eph. 5, 15; Kol. 4, 5).

In scharf antithetischer Form stellt Jakobus heraus, daß die Weisheit, deren Wesen in der *πραυτης* des Christus besteht, keine menschliche Möglichkeit darstellt. Ihr entgegen steht die Weisheit, die er „in drei sich steigernden Aussagen schildert... Sie ist nicht himmlisch, sondern erdenhaft (von unten her), sie ist nicht geistgewirkt, sondern sinnlich (*ψυχικος*), d. h. den Trieben und Fähigkeiten des nichtwiedergeborenen Menschen entstammend (1. Kor. 2, 10 ff.). Sie ist nicht göttlich, sondern dämonisch, d. h. böse Geister treiben ihr schlimmes Spiel in ihr“ (Hauck z. St.). Es ist schon angedeutet, daß Paulus (1. Kor. 2, 10 ff.; 3, 1 ff.) fast wörtlich dieselben Gleichungen und Folgerungen vollzieht.

Gerade wenn Jakobus zumeist oder ausschließlich an die Weisheit

als Inbegriff der praktischen Lebensgestaltung und weniger oder gar nicht an die Weisheit als Summe der Gottes- und Menschenerkenntnis (die Abtrennbarkeit der einen von der anderen ist ohnehin ein moderner Irrtum) denkt, so erweist sich darin noch deutlicher, daß er über das theoretische und praktische Vermögen des natürlichen Menschen nicht wesentlich anders urteilt, als Paulus und Jesus. Der Mensch und die menschlichen Dinge sind unheilbar und verloren (V. 16 b), wenn nicht die Weisheit „von oben her“, wie alle vollkommene Gabe „von oben her, von dem Vater des Lichts herabkommt“ (1, 17). Es geht nicht um einen innerweltlichen relativen Gegensatz zwischen „höherer“ oder „niederer“ Weisheit, Gesinnung usw., sondern um den absoluten zwischen Gott, der allein „gut“ (Mark. 10, 18), und dem Menschen, der schlechthin „arg“ (Matth. 7, 11) ist. „Ueberhaupt ist *η ανωθεν σοφια* christologische Aussage, und alle genannten Prädikate gehen auf Christus in Anlehnung an die Evangelien“ (Preiscker in Kittel, Wb. II 586, Anm. 4). *αγνος*, auch 1. Joh. 3, 3 von Jesus gebraucht, meint die göttliche Lauterkeit und Freiheit von jeder selbstischen Leidenschaft; ebenso ist nach Paulus die *επιεικεια* hervorstechendes Merkmal des Christus (2. Kor. 10, 1) und der Christen (Phil. 4, 5) und bezeichnet die „Milde“ des Herrschers, der nicht Gewalt und Willkür, sondern Güte und Recht walten läßt. Auch *αδιακριτος* und *αυποκριτος* gebraucht Ignatius von Jesus und „drückt die eigentümliche Gewisheit und Entschlossenheit des Glaubens wie die Zuverlässigkeit Jesu Christi aus“ (Büchsel in Kittel, Wb. III, 952). Jesu Art, mit Menschen umzugehen und mit ihnen zurecht zu kommen, ob mit Freund oder mit Feind, mit Hoch oder Nieder, mit Gebildet oder Ungebildet, ist ja völlig einzigartig und wahrhaftig eine unerschöpfliche Quelle der „Weisheit“. Wie sie sich als Gabe und Aufgabe verwirklicht, will V. 18 sagen: „Der Same, aus dem die Gerechtigkeit als Frucht erwächst, wird in Frieden gesät von denen, die Frieden schaffen“. Den Begriff der *δικαιοσυνη* verstehen wir aus dem Munde des Jakobus erst vom Sprachgebrauch des AT (LXX) her richtig. Sie ist „Bewährung“ (Bedaqah) des Bundes oder wie sonst immer das Verhältnis, das Gott mit dem Menschen eingeht, umschrieben wird (Königreich — Bürgerschaft; Vater — Kind). Dabei ist Gott immer der Gebende, der das Verhältnis aus freier Gnade setzt und trotz des Menschen durchhält (2. Tim. 2, 13). Die *δικαιοσυνη* des Menschen besteht darin, daß er vor Gott und Menschen das bewährt, wovon er selber lebt (siehe die Prädikate der Weisheit, V. 17) und vor Gott existiert, daß er — in einem physikalischen Bilde zu reden — sich zur Sekundärspule hergibt, die sich vom Primärstrom der Gottes-tat an ihm „induzieren“ läßt. Wir können V. 18 nicht anders verstehen als Mt. 5, 9, zu der zweiten Hälfte der Seligpreisungen gehörig, nämlich derer, die weitergeben, was sie von Gott empfangen, den Frieden. Da, wo der Mensch am Menschen handelt, wie Gott, der *ειρηνοποιος* an ihm tut, ergeben sich die „Pluspunkte“, der positiv zu wertende Ertrag, die Frucht seines Lebens, wobei es wiederum an Gott ist, die Voraussetzungen zu schaffen, daß sein Bemühen fruchtbaren Boden findet und mit Erfolg gekrönt wird. Diese gilt es *εν ειρηνη* zu erbitten und abzuwarten. Jedesmal, wenn wir aus dem Eigenen, d. h. kraft unserer natürlichen

Weisheit handeln, führt es am letzten Ende zu „Minuspunkten“ (vgl. Joh. 15, 15). Mit der „Seligpreisung“ der Friedfertigen beschließt darum Jakobus den Abschnitt, weil er im friedlichen Zurechtkommen mit den Menschen um uns her (vgl. 1. Tim. 2, 2) die Aufgabe und das Ziel aller Lebensweisheit erkennt.

Unter diesen praktischen Gesichtspunkt ließe sich auch die Predigt stellen: Wie kommen wir mit den andern im Frieden zurecht? a) Christus muß uns zur Weisheit auch im Umgang mit dem Nebenmenschen gemacht werden und zwar gerade hier und ganz praktisch täglich neu. b) Christus muß uns das Versagen (bis zur Dämonisierung) unserer Weisheit, d. h. unserer guten, klugen, charaktervollen, u. U. sogar „religiös“ begründeten „Grundsätze“ aufdecken und von der in ihnen ungebrochen lebendigen Ichhaftigkeit erlösen. c) Christus muß immer neu jenes Tun in uns entbinden, mit dem er uns behandelt und zurechtbringt (seine *παύση* u. V. 17!). Dann stehen wir im Umgang mit den Anderen um uns her unter derselben Verheißung, wie sein Umgang mit uns (Vers 18).

Robert Zitt.

BERICHTE UND MITTEILUNGEN

Krankheit und Sünde

Haben wirklich Krankheit und Sünde einen organisch nachweisbaren Zusammenhang? Oder handelt es sich dabei etwa nur um eine kirchliche Theorie, die im praktischen Leben keine Bestätigung findet? Das war die Grundfrage, die auf der Tagung der Aerzte und Seelsorger in der Evangelischen Akademie zu Herrenalb vom 19. bis 25. Mai die Gemüter der Teilnehmer tief bewegte.

Nach vorsichtigem Vortasten von beiden Seiten wurde im Laufe der Gespräche eine erstaunliche Uebereinstimmung erzielt. Dem psychotherapeutisch arbeitenden Arzt werden in steigendem Maße seelische Störungen seiner Patienten an organischen Erkrankungen deutlich. Selbst Infektionskrankheiten, Epilepsie und sogar Schizophrenie sind sowohl in ihrer Entstehung wie in ihrem Verlauf von der physischen Konstitution abhängig. Alle diese Krankheiten können darum im Grunde auch nur mit einer Methode behandelt werden, die man als psychosomatisch zu bezeichnen pflegt, also eine Methode, die den körperlichen Befund in gleicher Weise berücksichtigt wie den seelischen. Das aber macht eine enge Zusammenarbeit von Arzt und Seelsorger dringend nötig, die natürlich nur auf der Grundlage gegenseitigen Vertrauens und der Einhaltung der für jeden Teil gegebenen Grenzen durchgeführt werden kann.

Ungemein wichtig zur Ergänzung dieses medizinischen Tatbestandes waren die Feststellungen von theologischer Seite, daß der Mensch in seiner Schuld niemals allein steht, sondern daß er dem kollektiven Schicksal in subjektiver Verantwortung angehört. Für diese Verantwortung, die immer nur freiwillig übernommen werden kann, ihn frei zu machen, muß darum letztes Ziel sowohl der Medizin wie der Theologie sein.

Der Zusammenhang von Sünde und Krankheit ist dabei insofern kompliziert, als man unterscheiden muß zwischen Krankheit als Ausdruck einer persönlichen Lebensschuld, etwa im Falle mancher venerischen Erkrankungen. Krankheit kann aber auch Ausdruck eines überindividuellen Menschheitsverhängnisses sein etwa wie die verheerenden Wirkungen des Hitlerregimes bis zu den Kriegsverstümmelungen einzelner. Oder sie tritt ein als Folge von Opfer und Hingabe. Dahin gehören von Aerzten und anderen Wissenschaftlern solche, durch deren Opfer an Lebenskraft und Gesundheit bestimmte Erkenntnisse zum Wohle der Menschheit errungen worden sind. Hierher gehört auch der Sonderfall der Krankheit als „morbus sacer“, der sog. „heiligen Krankheit“. Damit soll angedeutet werden, daß die Höchstleistung schöpferischer Menschen oft an eine große Sensibilität gebunden ist, an der die Betreffenden nach langem Leiden oft frühzeitig zu Grunde gegangen sind. Und schließlich kann Krankheit auch von Gott als Offenbarung Seiner Herrlichkeit benützt werden, wie es die Heilung des Blindgeborenen Joh. 9 zeigt. Ueberall, wo auftretender Krankheit gegenüber die Liebe Christi mobilisiert wird, da wird diese Möglichkeit verwirklicht.

In den Ausführungen über Meditation wurden theoretisch und praktisch Wege gezeigt, wie von Unruhe und Verkrampfung geplagte Menschen zur Ruhe und damit zu der ihrem Organismus gemäßen Ordnung wieder gelangen können.

Es sprachen Dr. med. Küttemeyer-Heidelberg „Ueber die Sinnerhellung organischer Erkrankungen“, Prof. Dr. med. Siebeck-Heidelberg über „Krankheit und Gesundheit in ärztlicher Schau“, Prof. D. Köberle-Tübingen über „Das Problem der Erbsünde“ und „Sünde und Krankheit“ und Dr. Schauer-Herrenalb über „Meditation in ärztlicher und theologischer Sicht“ und „Heiligung und Gesundheit“. Die gehaltvollen Einführungen von D. Dr. Schweitzer-Friedewald bei Betzdorf in eine Anzahl von neutestamentlichen Heilungsgeschichten und die täglichen Feiern in der Kapelle der Akademie gaben der ganzen wohlgelungenen Tagung ein besonders innerliches Gepräge.

Dr. Schauer.

Sozialpädagogik

„Gottes Natur, die in euch ist, wird in euch heilig geachtet. Wir brauchen keine böse Gewalt gegen eure Anlagen und gegen eure Neigungen. Wir hemmen sie nicht. Wir entfalten sie nur. Wir legen nicht in euch hinein, was unser ist.“ — „Es ist ferne von uns, aus euch Menschen zu machen, wie wir sind. Es ist ferne von uns, aus euch Menschen zu machen, wie die Mehrheit unsrer Zeitgenossen sind. Ihr sollt an unsrer Hand Menschen werden, wie eure Natur will, wie das Göttliche, das Heilige, das in eurer Natur ist, will, daß ihr Menschen werdet.“ Mit diesen Worten Pestalozzis an seine Zöglinge in Yverdon läßt sich das Anliegen der Tagung für Fragen der Sozialpädagogik andeuten, die vom 3. bis 9. Juni in der Evangelischen Akademie zu Herrenalb durchgeführt wurde.

Frau Annemarie Sänger-Heidelberg, die in die Arbeitsweise heutiger Psychotherapie einführte, nahm dieses Anliegen auf und zeigte die Hemmungen, die den Menschen an seiner Menschwerdung hindern.

Sie zeigte aber auch, wie eine Lösung der marntigfachen Verkrampfungen und Komplexe möglich ist. Dr. Schauer-Herrenalb ging einen Schritt weiter und wies darauf hin, daß die Lebensangst vieler Menschen unsrer Tage, die in Grenzfällen schwere Angstneurosen verursacht, durch einen gesunden Christenglauben überwunden werden kann. Die große Einsamkeit, unter der manche unserer Zeitgenossen leiden, und die ungezählte Sexualneurosen bewirkt, kann in der höheren Ebene christlicher Liebe ihren das Seelenleben schädigenden Einfluß verlieren. Und die heute weit verbreitete Hoffnungslosigkeit, die vielfach ernste Reifungsneurosen zur Folge hat, kann durch die christliche Hoffnung geheilt werden. Denn der wahre Christ sieht in den Leiden unsrer Zeit zuletzt Wegzeichen für das Kommen des Herrn.

In packender Weise erzählte Dr. Janzen-Bethel von seinen Versuchen zur Selbsthaftmachung heimatloser wandernder Jugendlicher. Amtsgerichtsrat Heringer-Freiburg gab einen Überblick über seine Tätigkeit als Jugendrichter und über das Freiburger Jugendhilfswerk, das Jugendlichen Heimat und innere Bindung gewährt. Prof. Dr. med. Gregor-Wiesloch erzählte von seiner Tätigkeit als Psychiater bei der Bekämpfung der Verwahrlosung der Jugend. Und Gefängnispfarrer Auffarth-Mannheim gewährte einen Blick in seine seelsorgerlichen Bemühungen um Jugendliche und Gestrandete. In der biblischen Vertiefung versuchte Dr. Schauer-Herrenalb die neutestamentliche Dreiteilung des Menschen in Leib, Seele und Geist zu verdeutlichen und an einzelnen Beispielen das bildhafte Denken der Bibel aufzuzeigen, auf das die heutige Tiefenpsychologie wieder zurückkommt.

Unter den mehr als 30 Teilnehmern überwogen Fürsorgerinnen, Lehrer und Lehrerinnen, die in den Aussprachen für die mit dem Tagungsthema zusammenhängenden Schwierigkeiten Rat und Hilfe suchten und fanden.

Dr. Schauer.

Aus dem Leben der Lutherischen Kirche in Rumänien

Die beiden luth. Landeskirchen in Rumänien, die sog. „sächsische“ und „ungarische“ lutherische Kirche, hatten bisher keine eigene theologische Hochschule. Die Theologen studierten meistens in Deutschland oder in Ungarn an lutherischen Fakultäten oder an der reformierten theologischen Hochschule in Cluj (Klausenburg-Kolozsvár), wo immer ein lutherischer Pfarrer dozierte.

Die neuen Religionsgesetze des Landes haben es unmöglich gemacht, daß die neue Pfarrergeneration im Ausland ihre Studienzeit verbringt, haben aber zugelassen, daß die protestantischen Kirchen eine theologische Fakultät in Cluj errichten können, die dann vom Staat unterstützt wird. Am 25. Februar wurde die neue protestantische Fakultät eröffnet, an der in Zukunft die Pfarrer der reformierten, der beiden lutherischen, der baptistischen und auch der unitarischen Kirchen erzogen werden. Von lutherischer Seite hat der Staat Dr. B. Kiss zum Professor der neutestamentlichen Exegese ernannt. Weitere luth. Dozenten sind: E. Opfermann (Kirchengeschichte), Dr. B. Dombi (Philosophie) und L. Lengyel (Liturgik). Die beiden Bischöfe der luth. Kirchen des Landes — Müller (Sibiu-

Hermannstadt) und Argay (Arad) — haben die Eröffnungsfeier mit einem Gottesdienst eingeleitet.

Die neuen Religionsgesetze verordnen, daß jede Gemeinde eine genaue Liste haben muß, auf der alle Einkünfte der Kirche sorgfältig eingetragen werden müssen, so daß der Staat jederzeit kontrollieren kann, über welche finanziellen Möglichkeiten die Gemeinde verfügt. Auch müssen die Kirchengemeinden ein Inventar über alles kirchliche Eigentum dem Religionsministerium einschicken, und ohne die Billigung des Ministeriums darf kein kirchlicher Besitz enteignet werden. Die Kirchengemeinden dürfen ihre Ausgaben nur aus freiwilligen Gaben decken, doch wird die kirchliche Arbeit auch vom Staate unterstützt. Die Pfarrämter sollen mit den nationalen Farben der rumänischen Volksrepublik und mit Bildern der Leiter des Staates versehen werden. Alle Gebete der Agenden, Lieder der Psalmbücher und Teile der Religionsbücher, die nicht dem neuen Geiste entsprechen, müssen entfernt werden. Da die Ausgabe neuer Religionsbücher beinahe unmöglich ist, benutzt man in den Schulen — wo die Pfarrer den Schülern, die sich dazu anmeldeten, in den unteren Klassen Religionsunterricht erteilen dürfen — meistens nur das Neue Testament als Religionsbuch.

Die Jugendarbeit der Kirche wird entweder durch die Ueberbelastung der Jugend mit verschiedenen säkularen Veranstaltungen erschwert oder durch Verordnungen in gewissen Teilen des Landes, in denen es für die Jugend verboten ist, am Sonntag zwischen 8 und 1 Uhr auf die Straße zu gehen, da in dieser Zeit das Silentium aufrechterhalten werden muß. Viele lutherische Gemeinden haben deshalb früh morgens um 7 Uhr Jugendgottesdienste eingeführt, auch wird der Konfirmandenunterricht in dieser Zeit erteilt. Am Sonntag nachmittag nach 5 Uhr ist es in vielen Städten den Jugendlichen wieder verboten, ihr Heim zu verlassen, was für den Pfarrer nur die Möglichkeit der pastoralen Hausbesuche bei den jungen Gemeindegliedern als einzige Form der Jugendarbeit übrig läßt.

Alle kirchlichen Zusammenkünfte (Sonntagsschulen, Bibelstunden, Gemeindeabende) dürfen nur in den Kirchengebäuden gehalten werden; Veranstaltungen, die von mehreren Gemeinden ausgehen, dürfen nur mit Erlaubnis der staatlichen Behörden stattfinden. Alle Kirchenleiter müssen vor dem Religionsminister, alle Pfarrer und Laienpräsidenten der Gemeinden vor ihrer Kirchenleitung einen vom Staate vorgeschriebenen Eid ablegen, in welchem sie ihre Treue zur Volksrepublik bestätigen müssen. Pastoralbriefe der Kirchenleitung müssen zuerst dem Religionsministerium vorgelegt werden. Das Parlament kann die Anerkennung von Religionsgemeinschaften ablehnen oder zurückziehen und in diesem Falle fällt das Eigentum der betr. Kirche dem Staate zu. Wenn ein Teil der Gemeinden zu einem anderen Glaubensbekenntnis übertritt, kann ein Teil des Eigentums der alten Gemeinde mitgenommen werden.

Die Kirchengemeinden in Rumänien dürfen Verbindungen mit Kirchengemeinschaften im Ausland nur durch das Religionsministerium aufnehmen und pflegen.

Trotz der ungewöhnlichen Schwierigkeiten hat sich der Kirchenbesuch in den luth. Gemeinden Rumäniens in letzter Zeit bemerkenswert gesteigert, und auch die Anzahl der Kommunikanten ist ungewöhnlich

hoch. Die Pfarrer der beiden luth. Landeskirchen sammeln sich oft in kleineren Arbeitsgemeinschaften, um ihren Einsatz für die Gemeinden unter den neuen Umständen zu besprechen. Die Nachrichten aus Rumänien bezeugen, daß die östlichsten lutherischen Kirchen Europas sich ihrer Sendung bewußt sind. NB LWF Genf.

Zeitschriftenschau

Judaica, Beiträge zum Verständnis des jüdischen Schicksals in Vergangenheit und Gegenwart. Heft 1, 1949, Zwingli-Verlag Zürich.

Prof. Lic. Rud. Meyer-Jena schreibt hier über „Die Figurendarstellung in der Kunst des späthellenistischen Judentums“. Er erbringt den Nachweis, daß das späthellenistische Judentum in Palästina wie in Babylon im Profanbau wie in seinen Synagogen Figurenmalerei angewandt hat. Die Ausgrabungen neuerer Zeit haben sie als Fresken und als Mosaik-Fußböden aufgedeckt. Galiläische Synagogen des 3. und 4. Jahrhunderts und die 244 n. Chr. errichtete, aber bereits 256 n. Chr. durch römische Befestigungen verschüttete Synagoge von Dura-Europos am Euphrat zeigen nicht nur das Vorkommen solcher Bilder auf, sondern beweisen auch, daß eine ältere Tradition der gemalten Motive im Judentum vorhanden war. Die geradezu zum Dogma gewordene bisherige Anschauung, daß das Judentum die bildliche Wiedergabe beseelter Wesen grundsätzlich abgelehnt habe, daß man also von absoluter Bilderfeindlichkeit reden müsse (cfr. E. Schürer, *Gesch. d. jüd. Volkes* II. 1904, S. 65), ist insofern unhaltbar geworden, als nur eine zelotische Schule pharisäisch-rabbinischer Kreise das Bilderverbot vertrat, die für kurze Zeit einmal die Oberhand hatte und andere Richtungen terrorisierte. Die Bilderfrage wurde im 1. und 2. Jahrhundert von den Gesetzlehrern diskutiert, und wie schon im 1. Jahrhdt. haben auch nachher die gemäßigten die figürliche Darstellung erst der Tierwelt, dann auch des Menschen gestattet. Das ist das Fazit der talmudistischen Literatur. - Die sorgfältige Arbeit von Prof. Meyer erhielt ein Seitenstück, gleichfalls aus seiner Feder, den Aufsatz: „Betrachtungen zu drei Fresken der Synagoge von Dura-Europos“ in Nr. 1, 1949 der „Theol. Literaturzeitung“ (Sp. 29—38). Die Literatur über diese Ausgrabungen ist so klein an Umfang und so schwer zugänglich, daß diese Aufsätze als besonders verdienstlich bezeichnet werden müssen.

D. Karl Bender.

„Die Zeichen der Zeit“, Evang. Monatsschrift, Heft 3, 1949, Schriftleiter Miss.-Insp. Pastor Brennecke - Berlin. Ev. Verlaganstalt GmbH. Berlin. Einzelheft DM 1.50.

Dr. med. A. Knorr-Tutzing: „Was erwartet der Arzt von der Kirche?“ Fragen an die theologische Wissenschaft — Erwartungen gegenüber dem Pfarrer — Erwartungen des Arztes vom Dienst der Gemeinden an dem Kranken — der Arzt als verantwortliches Gemeindeglied, als Christ — die Verantwortung der Medizin und der Kirche für das Ganze. Lic. Helm. Echter nach - Hamburg behandelt in „Die Kirche und die Geschichte“ die Frage der Kollektiv-

schuld, die von der Bibel tiefer gesehen wird als in der heutigen Diskussion und von ihr dialektisch mit Ja und Nein beantwortet wird, mit Ja für die Geschichte, mit Nein für die Kirche. Die Weltgeschichte ist die Gestaltwerdung der Sünde: auch die Geistes- und Religionsgeschichte steht in der Schuldverflochtenheit. In dieser Welt der Unfreiheit und des Geworfenseins steht die Kirche als Ort der Freiheit, des „Sünder und zugleich gerecht“. Wer in ihr lebt, muß wohl auch die kollektiven Wege der Geschichte mitgehen, weiß sich aber zugleich zu einem eigenen, persönlichen Sein vor Gott aufgerufen; er lebt in dem in der Kirche liegenden, vom dialektischen Wirbelsturm der Geschichte umschlossenen zeitlosen, geschichtsfreien Raum der Wahrheit. — P. Druschke: „Begegnung mit Kierkegaard“. — In der „Umschau“ in der Zeit sind behandelt: „Auswirkungen von Amsterdam“, „Kirchentag der BK. in Berlin“, „Mission und Kirche in den Kriegswirren Chinas“, Kritisches zu Borcherts Drama „Draußen vor der Tür“. — Die Beilage bringt die Meditationen vom Karfreitag bis 2. S. n. Tr.

D. Karl Bender.

Theologische Zeitschrift, herausgegeben von der theol. Fakultät der Universität Basel. Red. Karl Ludwig Schmitt. Verlag Fr. Reinhardt, Basel, 1949 Heft 1, Jan./Febr. Preis 4,50 fr.

Aus dem Inhalt ist besonders für uns Badener interessant der Aufsatz unseres früheren badischen Kollegen, des Rev. Dr. phil Peter Katz Cambridge (England), über „Das Problem des Urtextes der Septuaginta“, ein kräftiger Angriff auf die Stellungnahme von Paul Kahle, dem verdienten, aus der Biblia Hebraica (3. Aufl.) bekannten Masora-Forscher. Dieser hält im Gegensatz zu Lagarde und Rahlfs die Suche nach einem LXX-Urtext für illusorisch, weil am Anfang der griechischen Übersetzung des AT das Targum, eine Vielzahl von Perikopenübersetzungen verschiedener Übersetzer gestanden habe. Diese Parallelversionen seien dann ausgeglichen und die Lücken dazwischen später ausgefüllt worden. Katz hält dagegen mit Rahlfs dafür, daß es einen Urtext gab, um den man sich nach der klassischen, philologischen Methode so gut zu mühen habe wie für das NT. Er gibt einen Überblick über das Meer der Varianten, die sich als grammatische darstellen, als aus Kontraktion der Schreibung (Auslassungen im Wortinnern) entstanden, als rezensioneller Natur (vorhexaplarische, origenistisch-hexaplarische, lucianische etc. Rezensionen), als Niederschlag der verblüffenden freien Zitationsweise (aus z. T. schon verdorbenen Texten) im NT und bei den altchristlichen Autoren, daß die neu aufgefundenen Papyri, die bis 150 v. Chr. zurückreichen, durchweg LXX-Text bieten, ist eine wesentliche Stützung des Katzschen Standpunktes. K. beabsichtigt eine Neuausgabe der LXX.

D. Karl Bender

Buchbesprechung

Martha Glaser, **Das sanfte Joch**. Ein Lese- und Lebensbuch. Verlag Ernst Kaufmann Lahr, 1949, 326. S.

Martha Glaser hat uns mit diesem Buch eine gute Gabe geschenkt. Aus einer ganzen Reihe von Dichtungen der Gegenwart entnahm sie Abschnitte, die uns eine Einzelgestalt in einer Einzelsituation zeigen, damit wir sie „bis in alle Einzelheiten verfolgen“ können. Die Fülle von

Personen und Situationen, die in Romanen sonst auf uns eindringt, verwirrt — wie es im Vorwort heißt — leicht unsere Aufmerksamkeit. Man muß schon sagen: Es ist M. Gl. geglückt, diese Einzelgestalten und Einzelsituationen herauszuarbeiten. Daß sie auf jeden Abschnitt eine Auslegung folgen läßt, unterstreicht diese Intention und begründet auch die Auswahl sehr fruchtbar.

Allerdings hat man den Eindruck, als ob nicht die ausgewählten Abschnitte die Hauptsache seien. Sie sind vielfach als Anschauungsmaterial verwendet, um den Gedanken, um die es der Verfasserin geht, herauszuheben. Sie deutet es auch im Vorwort an, daß das richtig gesehen ist. Das „Ganze des Lebens“ soll dargestellt und im Beispiel vor Augen geführt und gedeutet werden. Der Kampf gegen das „dicke Ich“, wie Oehler es einmal nennt, und das Wachsen eines neuen Menschen in Christus, ist ihr so wichtig, daß die Dichtung fast nur Illustration geworden ist. Das soll den Wert dieses Buches nicht herabsetzen, aber man muß es in Rechnung stellen, wenn man nicht mit falschen Erwartungen zu lesen beginnen will.

Ob es freilich ein Buch für die Jugend ist? M. Gl. zitiert zwar Dostojewski, der meint, man könne der Jugend „geradezu alles“ sagen. Mir scheint aber, daß man doch eine gewisse Reife und Lebenserfahrung besitzen, vor allem auch eine gehörige Gabe von Konzentrationsfähigkeit erworben haben muß, um diesem Buch gerecht zu werden. Nicht einmal „vorfühlend“ scheint der junge Mensch von heute dazu fähig zu sein. Ein besonderer Kreis mag das können, aber schlechthin ein Buch für die Jugend ist es nicht. Wohl aber wird ein erwachsener Mensch mit freudiger Zustimmung dieser innerlichen Schau folgen und wertvolle Anregung, um nicht zu sagen Antriebe, aus diesem Buch empfangen. In besonderer Art aber ist es ein Zeugnis von dem Christus, der heilen und lösen kann von Not und Gebundenheit. Eugen Speck.

Friso Melzer, **Die Christusbotschaft in Indien**. Stuttgart, Kreuzverlag, 1948. — Der Verlag regte bei uns an, in unserer Halbmonatsschrift darauf hinzuweisen, daß dies Buch für den Religionsunterricht in den Oberklassen der höheren Schule dem Lehrer als Materialsammlung besonders dienlich sein kann. Wir bestätigen gern, daß dies der Fall ist und machen auf das kleine Buch unter diesem Gesichtspunkt nochmals aufmerksam.

D. Karl Bender.

Die Mitarbeiter dieser Beilage:

Oberkirchenrat i. R. Karl Bender (17a) Karlsruhe/Bd., Vorholzstr. 2
Pfarrer Rudolf Bösing (17a) Heidelberg-Kirchheim, Oberdorfstr. 1
Pfarrer Ernst Köhnlein, Dr. (17a) Karlsruhe/Bd., Dragonerstr. 11
Pfarrer Hans Maurer (17a) Liedolsheim bei Karlsruhe/Baden
Dekan Adolf Merkel (17a) Pforzheim, Frankstraße 79
Pfarrer Dr. Friedrich Schauer (14b) Herrenalb, Kr. Calw, Falkenburg
Pfarrer Eugen Speck (17a) Michelbach, Kr. Mosbach
Pfarrer Dietrich Waetzel (17a) Hügelheim über Müllheim/Baden
Pfarrer Robert Zitt (17b) Legelshurst, Kr. Kehl, Haus 66

Verantwortlich: Pfarrer Helmut Meerwein (17a) Karlsruhe (Baden), Blumenstr. 1 — Im Quell-Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart-O.
Alle Rechte vorbehalten — Druck: Verlagsdruckerei Conradi & Co., Fellbach bei Stuttgart. — Auflage 900.